
Relevanz und Umsetzung von gendergerechter Sprache in deutschsprachigen journalistischen Angeboten

Bachelorarbeit zur Erlangung des Bachelor-Grades
(*Bachelor*) of Arts im Studiengang Online-Redaktion
an der Fakultät für Informations- und Kommunikationswissenschaften der
Technischen Hochschule Köln

vorgelegt von: Odendahl, Anne Marcia

Erstgutachterin: Prof. Dr. Petra Werner (Technische Hochschule Köln)

Zweitgutachterin: Birgit Pieplow (Technische Hochschule Köln)

Köln, 23.02.2023

Bachelorarbeit

Titel: Relevanz und Umsetzung von gendergerechter Sprache in deutschsprachigen journalistischen Angeboten

Gutachterinnen:

Prof. Dr. Petra Werner (Technische Hochschule Köln)
Birgit Pieplow (Technische Hochschule Köln)

Zusammenfassung: Die Diskussion um gendergerechte Sprache geht nicht am Journalismus vorbei, sondern betrifft ihn vielmehr in besonderem Maße. Diese Bachelorarbeit stellt dar, dass es gerade im Journalismus wichtig ist, Alternativformen zum generischen Maskulinum zu finden, um den gedanklichen Miteinbezug von Frauen und nicht binären Personen in der Öffentlichkeit zu fördern. Es wird zudem herausgearbeitet, dass sich hierbei besonders eine Kombination aus Neutralformen sowie Genderzeichen eignet, da diese am besten mit den Anforderungen an journalistische Sprache vereinbar ist.

Stichwörter: Gendergerecht, Sprache, Gendern, Journalismus, Medien

Datum: 23. Februar 2023

Bachelors Thesis

Title: Relevance and implementation of gender-sensitive language in German journalistic content

Reviewers:

Prof. Dr. Petra Werner (University of Applied Sciences, Cologne)
Birgit Pieplow (University of Applied Sciences, Cologne)

Abstract: The discussion about gender-appropriate language does not bypass journalism, but rather affects it particularly. This bachelor thesis shows that it is especially important to find alternative forms to the generic masculine for journalistic content in order to promote the consideration of women and non binary people in the public sphere. It also points out that a combination of neutral forms and gender signs is particularly suitable, as they are best compatible with the requirements of journalistic language.

Keywords: Gender-sensitive, Language, Journalism, Media

Date: February 23th, 2023

Inhaltsverzeichnis

1	EINLEITUNG	1
2	SPRACHE UND WIRKLICHKEIT	3
2.1	SPRACHLICHE WIRKLICHKEITSKONSTRUKTION	3
2.1.1	<i>Linguistisches Relativitätsprinzip</i>	3
2.1.2	<i>Sozialkonstruktivismus</i>	5
2.2	GRENZEN DES LINGUISTISCHEN KONSTRUKTIVISMUS	6
3	SPRACHE UND GESCHLECHT	7
3.1	GESCHLECHT ALS SOZIAL KONSTRUIERTES KONZEPT	7
3.1.1	<i>Sexus</i>	7
3.1.2	<i>Gender</i>	8
3.2	SPRACHLICHE DARSTELLUNG VON GESCHLECHT	9
3.2.1	<i>Semantisches Geschlecht</i>	9
3.2.2	<i>Grammatisches Geschlecht</i>	11
3.3	GESCHLECHTSABSTRAHIERENDE PERSONENBEZEICHNUNGEN DURCH DAS GENERISCHE MASKULINUM	14
4	KRITIK AM GENERISCHEN MASKULINUM	15
4.1	DOPPELDEUTIGKEIT DES GENERISCHEN MASKULINUMS	16
4.2	MALE AS NORM	17
4.3	FOLGEN DES GENERISCHEN MASKULINUMS	19
5	JOURNALISMUS ALS HERSTELLER VON ÖFFENTLICHKEIT	20
5.1	EIGENSCHAFTEN UND FUNKTION VON JOURNALISMUS	20
5.1.1	<i>Mikroebene: Journalistisches Handeln</i>	21
5.1.2	<i>Mesoebene: Organisationen und ihre Beziehungen</i>	22
5.1.3	<i>Makroebene: Journalismus und Gesellschaft</i>	24
5.2	RELEVANZ VON GENDERGERECHTER SPRACHE IM JOURNALISMUS	26
6	ANFORDERUNGEN AN JOURNALISTISCHE SPRACHE	28
6.1	REZEPTION VON GENDERGERECHTEN BEITRÄGEN	28
6.2	VERSTÄNDLICHKEIT ALS QUALITÄTSMERKMAL JOURNALISTISCHER SPRACHE	29
6.2.1	<i>Nutzer*innenorientierte Sprache</i>	30
6.2.2	<i>Normgerechte Sprachverwendung</i>	31
6.2.3	<i>Frei zugängliche Sprache</i>	32
6.2.4	<i>Kürze</i>	32
6.2.5	<i>Präzision</i>	33
7	UMSETZUNG VON GENDERGERECHTER SPRACHE IN JOURNALISTISCHEN ANGEBOTEN	34
7.1	GENERISCHE STRATEGIEN	35
7.1.1	<i>Formen von generischen Strategien</i>	36
7.1.2	<i>Umsetzung von generischen Strategien im Journalismus</i>	37
7.2	STRATEGIEN DER SICHTBARMACHUNG	39
7.2.1	<i>Formen der Sichtbarmachung</i>	40
7.2.2	<i>Umsetzung von Strategien der Sichtbarmachung im Journalismus</i>	42
7.3	KOMBINATION DER STRATEGIEN	47
8	FAZIT	49
	LITERATURVERZEICHNIS	52

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Anwendungsbereich des generischen Maskulinums (Quelle: Kopf 2022: 72).....	14
---	----

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Vor- und Nachteile der unterschiedlichen Formen gendergerechter Sprache.....	48
---	----

1 Einleitung

„Vom Medizin-Nobelpreis bis zum Wirtschaftsnobelpreis: Nun sind alle Nobelpreisträger 2022 gekürt“, schreibt die Augsburger Allgemeine anlässlich der Nobelpreisverleihungen 2022 und listet daraufhin die vierzehn Preisträger*innen auf (Von Hoyer, 2022). Darunter befinden sich mit Carolyn Bertozzi und Annie Ernaux unter anderen auch zwei Frauen. Als zwei von insgesamt vierzehn Personen stellen sie damit zwar die deutliche Minderheit dar, nichtdestotrotz sind sie Teil einer geschlechtsgemischten Gruppe, die sprachlich mit dem generischen Maskulinum betitelt wird. Im Rahmen dieser Bachelorarbeit soll untersucht werden, welchen Unterschied es machen würde, wenn anstatt von „Nobelpreisträgern“ von „Nobelpreisträgern und Nobelpreisträgerinnen“, „Nobelpreisträger*innen“ oder „mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Personen“ die Rede wäre.

Zwar kursiert die Diskussion um gendergerechte Sprache schon seit mehreren Jahrzehnten in der Linguistik und ist inzwischen auch im breiten Diskurs angekommen, mit einem Blick auf den aktuellen Sprachgebrauch zeigt sich allerdings ziemlich schnell, dass das hierbei kritisierte generische Maskulinum nach wie vor die gängige Methode ist, um Personenbezeichnungen geschlechtsabstrahierend zu formulieren. Das oben genannte Beispiel aus der Augsburger Allgemeinen zeigt, dass dies auch für journalistische Angebote gilt. Mit dem Blick auf die Eigenschaften und Funktionen von Journalismus soll in dieser Bachelorarbeit dargestellt werden, warum es dabei gerade hier notwendig wäre, eine gendergerechte Sprache zu nutzen und somit das generische Maskulinum zu umgehen. Zudem soll untersucht werden, welche Form von gendergerechter Sprache sich am besten mit den Anforderungen an journalistische Sprache kombinieren lässt und somit möglichst wenig die Verständlichkeit von geschriebenen sowie gesprochenen Inhalten beeinflusst. Hierbei liegt der Fokus auf deutschsprachigen journalistischen Angeboten.

Im Rahmen dieser literaturbasierten Arbeit wird hierfür größtenteils auf Studien und Theorien des Konstruktivismus, der Linguistik, der Kultur- und Sozialwissenschaft, sowie des Journalismus Bezug genommen. Bisher sind bereits mehrere kleinere Studien zu der Wirkung von gendergerechten Nachrichtentexten veröffentlicht worden, es gibt jedoch wenig Publikationen, die sich theoretisch damit auseinandersetzen, warum eine gendergerechte Sprache gerade in journalistischen Angeboten eine große Wirkung erzielt. Zudem beziehen sich die meisten Empfehlungen für gendergerechte Sprache bisher lediglich auf den allgemeinen Sprachgebrauch. Diese Bachelorarbeit kann demnach dazu beitragen, die beiden Themengebiete gendergerechte und journalistische Sprache theoretisch miteinander zu verknüpfen und einen Transfer zwischen den oben genannten Disziplinen zu leisten.

Um ein grundlegendes Verständnis für die Legitimation von gendergerechter Sprache zu schaffen, wird hierfür im ersten Schritt dargestellt, inwiefern Sprache die Wahrnehmung von Wirklichkeit beeinflusst. Mit kritischem Blick auf den linguistischen Konstruktivismus kann dabei gezeigt werden, dass Menschen nicht in der Lage sind, eine objektive Wirklichkeit wahrzunehmen, da diese Wahrnehmung stets von subjektiven Faktoren geprägt ist. Unter anderem hat Sprache einen wesentlichen Anteil daran, wie wir unsere Wirklichkeit wahrnehmen und beeinflusst damit unser Denken und Handeln.

In einem zweiten Schritt wird im Anschluss der Fokus auf die Darstellung von Geschlecht in der deutschen Sprache gelegt. Hierfür wird Geschlecht zunächst als eine Kombination aus biologischen und kulturellen Aspekten definiert, wodurch es nicht als natürliche Gegebenheit, sondern als soziale Konstruktion zu verstehen ist. Im Folgenden wird deutlich, dass diese Konstruktion mittels semantischer und grammatischer Richtlinien der deutschen Sprache gefestigt wird. Hierbei stellt vor allem das generische Maskulinum als gängige Form für geschlechtsabstrahierende Personenbezeichnungen einen Hauptkritikpunkt der feministischen Linguistik sowie der Genderlinguistik dar. Das vierte Kapitel widmet sich deswegen spezifisch dieser Problematik und macht mit Blick auf unterschiedliche Studien deutlich, dass das generische Maskulinum meist nicht geschlechtsübergreifend interpretiert wird und somit den gedanklichen Miteinbezug von Frauen sowie nicht binären Personen hemmt. Damit fördert das generische Maskulinum das Phänomen Male-as-Norm und manifestiert vorherrschende Geschlechtsverhältnisse.

Während sich die ersten Kapitel also grundlegend mit der Legitimation von gendergerechter Sprache beschäftigen, wird darauf basierend im Folgenden der Fokus auf die Notwendigkeit von gendergerechter Sprache im Journalismus gelegt. Das fünfte Kapitel behandelt die Frage, welche Eigenschaften Journalismus hat und welche Funktionen er in einer demokratischen Gesellschaft einnimmt. Hierbei dient Weßlers Unterteilung des Journalismus auf Mikro-, Meso- und Makroebene als Orientierung (vgl. Weßler 2002: 26) Mit Blick auf Luhmanns Systemtheorie wird deutlich, dass Journalismus als Hersteller von Öffentlichkeit einen wesentlichen Einfluss darauf hat, ob und wie Frauen und nicht binäre Personen in der breiten Gesellschaft wahrgenommen werden.

Gendern ist dementsprechend gerade im Journalismus wichtig. Mit Blick auf aktuelle Umfragen zu gendergerechter Sprache wird im sechsten Kapitel dennoch schnell deutlich, dass Alternativen zum generischen Maskulinum noch nicht von der breiten Gesellschaft befürwortet werden. Um also nicht den Rezeptionsfluss von journalistischen Angeboten zu beeinträchtigen, werden in diesem Kapitel mit Nutzer*innenorientierung, normgerechter Sprachverwendung, frei zugänglicher Sprache, Kürze und Präzision wichtige Qualitätsmerkmale journalistischer Sprache herausgearbeitet, anhand derer im Anschluss untersucht werden kann, inwiefern gendergerechte Sprache im Journalismus umsetzbar ist, ohne die Verständlichkeit von gesprochener und geschriebener Sprache zu beeinflussen.

In einem letzten Schritt fokussiert das siebte Kapitel auf die aktuellen Formen von gendergerechter Sprache und stellt direkt im Anschluss dar, inwiefern sie sich mit den Anforderungen an journalistische Sprache vereinbaren lassen. Hierbei wird deutlich, dass es keine perfekte Form von gendergerechter Sprache für den Journalismus gibt, sondern dass alle Alternativen zum generischen Maskulinum Vor- sowie Nachteile mit sich bringen. So wird im letzten Teil herausgearbeitet, dass eine Kombination von Neutralformen und Genderzeichen die beste Form von gendergerechter Sprache für journalistische Angebote darstellt, wobei für eine gelungene Umsetzung immer ein gutes Sprachgefühl sowie sprachliche Kreativität notwendig sind.

2 Sprache und Wirklichkeit

Um die Notwendigkeit einer gendergerechten Sprache argumentativ zu untermauern, soll in diesem ersten Teil zunächst verdeutlicht werden, inwiefern Sprache einen Einfluss auf das Denken und Handeln hat. Allen journalistischen Darstellungsformen, egal ob Nachricht, Reportage oder Kommentar, liegt schließlich ein durch Sprache vermittelter Informations- oder Sinngehalt zugrunde. Nur wenn Sprache sich auf die Wirklichkeitswahrnehmung von Sender*in und Empfänger*in auswirkt, hat gendergerechte Sprache ihre Berechtigung.

2.1 Sprachliche Wirklichkeitskonstruktion

Schon seit den 60er Jahren beschäftigt sich der Konstruktivismus mit der Frage, inwiefern Menschen eine objektive Wirklichkeit wahrnehmen können. Die Grundüberlegung aller Formen von Konstruktivismus basieren dabei auf der Annahme, dass Wirklichkeit lediglich ein gedankliches Konstrukt und somit immer an eine individuelle und subjektive Perspektive gebunden ist. Der Mensch ist demnach aktiv am Konstruktionsprozess seiner Wahrnehmung der Realität beteiligt. Als eine Form des Konstruktivismus geht der linguistische Konstruktivismus dabei von einer sprachlichen Gebundenheit des Weltzugangs aus und schreibt der Sprache eine wirklichkeitskonstituierende Kraft zu. Sie beeinflusse die subjektive Wahrnehmung von Individuen, indem sie Sachverhalte aus einer konkreten Perspektive heraus beschreibe, welche bereits in der Sprache inhärent sei. Demnach bilde Sprache die Welt nicht einfach passiv ab und spiegle sie, sondern präge unser Bild der Wirklichkeit und somit auch unser Denken und Handeln. (Vgl. Gardt 2018: 1ff.)

2.1.1 Linguistisches Relativitätsprinzip

Eine Form des linguistischen Konstruktivismus, auf die sich bis heute viele Befürworter*innen der feministischen Linguistik beziehen (vgl. bspw. Kusterle 2011), ist das linguistische Relativitätsprinzip von Benjamin Lee Whorf¹. Aufbauend auf Überlegungen des Linguisten Edward Sapir beschreibt Whorf in seiner Theorie, dass die Art und Weise, wie ein Mensch denkt, stark durch die eigene Muttersprache beeinflusst wird und Menschen mit unterschiedlichen Muttersprachen demnach eine unterschiedliche Auffassung der Wirklichkeit haben. So schreibt Whorf (2008: 12):

„Wie wir die Natur aufgliedern, sie in Begriffen organisieren und ihnen Bedeutungen zuschreiben, das ist weitgehend davon bestimmt, daß wir an einem Abkommen beteiligt sind, sie in dieser Weise zu organisieren – einem Abkommen, das für unsere ganze Sprachgemeinschaft gilt und in den Strukturen unserer Sprache kodifiziert ist. Dieses Übereinkommen ist natürlich nur ein implizites und unausgesprochenes, ABER SEIN INHALT IST ABSOLUT OBLIGATORISCH; wir können überhaupt nicht sprechen, ohne uns der Ordnung und Klassifikation des Gegebenen zu unterwerfen, die dieses Übereinkommen vorschreibt. [...] Wir gelangen daher zu einem neuen Relativitätsprinzip, das besagt, daß nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachverhalte zu einem gleichen Weltbild

¹ Auch bekannt als Sapir-Whorf-Hypothese, wobei diese Bezeichnung kritisiert wird (vgl. Ayaß 2008, 38).

geführt werden, es sei denn, ihre linguistischen Hintergründe sind ähnlich oder können in irgendeiner Weise auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden.“ [Hervorhebungen aus dem Originaltext übernommen]

Grundlegend besagt das linguistische Relativitätsprinzip also, dass Sprache unser Denken beeinflusst und unsere Wahrnehmung in Abhängigkeit zu unserer Sprache auf unterschiedliche Weise verarbeitet und eingeordnet wird. Felder spricht passend dazu in diesem Zusammenhang von „semiotischer Gefangenschaft“ in unserer Sprache, „da wir beim Referieren (Bezugnehmen auf Sachverhalte und Objekte) und Prädizieren (den referierten Sachverhalten Eigenschaften zuzuschreiben) theoretisch zwischen verschiedenen Formulierungsmöglichkeiten wählen können, in der Praxis aber aufgrund kontextueller Vorgaben in der Regel nur eine oder wenige Formulierungsvarianten realisieren können“ (Felder 2018: 380). Hierbei würden nicht nur Worte, sondern auch die zugrundeliegende Grammatik, wie beispielsweise Numerus, Tempus und Genus, unser Denken beeinflussen (vgl. Whorf 2008: 77). „Wir eignen uns die Welt entlang der lexikalischen Kategorien und grammatischen Strukturen an, die wir in der Sprache vorfinden und die wir neu in ihr schaffen“, stimmt auch Gardt (2018: 1) diesen Überlegungen zu.

So zeigt beispielsweise eine Studie des Verhaltensforschers Peter Gordon, dass das indigene Volk Pirahã, dessen Zahlensystem lediglich zwischen „eins“, „zwei“ und „vielen“ unterscheidet, nur eine eingeschränkte, teilweise ungenaue Wahrnehmungsfähigkeit für Mengen hat, die über zwei Gegenstände hinausgehen (vgl. Gordon 2004). Außerdem liefert eine Umfrage von Wassermann und Weseley weitere Belege für einen Zusammenhang zwischen Sprache und Denken: Die beidem kommen in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass die befragten Personen mehr sexistische Einstellungen aufwiesen, wenn die Umfrage anstatt auf Englisch (eine Sprache ohne Genus) in Französisch oder Spanisch (Sprachen mit Genus) durchgeführt wurde² (vgl. Wassermann/Weseley 2009).

Auch in der deutschen Sprache lassen sich Beispiele finden, in denen Sprache unsere Wahrnehmung beeinflusst: So geben die Pronomen „sie“ und „er“ bereits ein Raster vor, in dem wir Personen entweder als Mann oder Frau kategorisieren können. Die Möglichkeit eines anderen Geschlechts ist sprachlich (zumindest aktuell) nicht über einheitlich bestimmte Pronomen abbildbar. Bezogen auf das linguistische Relativitätsprinzip bedeutet diese sprachlich fehlende Bezeichnung, dass Personen, die sich weder als Mann noch als Frau identifizieren, in vielen subjektiven Wirklichkeiten nicht präsent sind.

"Die geltenden semantischen Normen lenken also unvermeidlich die Aufmerksamkeit des Kindes auf das biologische Geschlecht und heben dieses gegenüber allen anderen Klassifikationsmerkmalen (wie Alter, Hautfarbe, Augenfarbe etc.) überscharf hervor. Zwar ist es möglich, in der 3. Person Singular über ein Individuum zu sprechen, ohne dessen Hautfarbe zu erwähnen, aber spätestens beim Gebrauch von Pronomen wird es in einer Mehrheit der Fälle grammatisch unmöglich sein, von seinem biologischen Geschlecht zu abstrahieren",

ordnet auch Frank (1992: 127) die hohe Relevanz von Pronomen in der deutschen Sprache ein. Hintergrund des gesellschaftlichen Geschlechterverständnisses seien somit die geltenden semantischen Normen, die der Mensch als gegeben vorfinde, internalisiere und

² Mehr über Genus und seine Relevanz in Kapitel 3.2.2.

als objektive Beschreibung der Wirklichkeit ansehe. Spracherwerb bedeute, dass sich Kinder die geltenden Klassifikationskategorien ihrer Gesellschaft zu eigen machen würden. (Vgl. Frank 1992: 123ff.)

2.1.2 Sozialkonstruktivismus

Neben Benjamin Lee Whorf beschäftigen sich auch Berger und Luckmann basierend auf dem Sozialkonstruktivismus mit dem Wirklichkeitsbegriff (vgl. ebd. 1991). Sie nehmen an, dass Wirklichkeit ein intersubjektives Phänomen ist, also über die Wahrnehmung eines einzelnen Individuums hinausgeht. Damit beschäftigen sie sich anders als Whorf weniger mit der Frage, wie individuelle Wirklichkeit entsteht, sondern fokussieren sich auf die Entstehung von gesellschaftlichem Wissen, welches einen wichtigen Bestandteil der übergreifend anerkannten Wirklichkeit einnimmt. Nur durch die Bildung einer gemeinsamen „objektiven“ Realität sei gesellschaftliches Handeln möglich. Hierbei sei Sprache das zentrale Mittel zur Konstruktion von sozialer Wirklichkeit, da sie intersubjektive Erfahrungen im Wort objektiviere und sie somit in ein allgemein fachliches, von individuellen Zufälligkeiten abstrahiertes Wissensobjekt transformiere:

„The language used in everyday life continuously provides me with the necessary objectifications and posits the order within these make sense within which everyday life has meaning for me. [...] In this manner language marks the coordinates of my life in society and fills that life with meaningful objects.“
(Berger/Luckmann 1991:35f.)

Demnach wird Wissen durch Sprache und kommunikative Prozesse erzeugt, vermittelt und reproduziert. Dadurch, dass uns Sprache als Zeichensystem die Möglichkeit gibt, Wirklichkeit greifbar zu machen, hat sie nach Berger und Luckmann also einen großen Einfluss auf gesellschaftlich anerkanntes Wissen und unser daraus resultierendes Denken und Handeln. Das Raster, was sie uns vorgibt, ist in gewisser Weise Freiheit und Gefangenschaft zugleich: Freiheit, weil sie es uns ermöglicht, unsere Gedanken und Wahrnehmungen mit anderen zu teilen. Gefangenschaft, weil sie es nur in ihren vorgegebenen, von vorherigen Generationen geprägten Rastern ermöglicht. Dadurch, dass es an dem Bewusstsein fehle, dass Sprache menschengemacht sei, sei es nach Berger und Luckmann schwer, bestehende Sprachnormen und somit die Wirklichkeitswahrnehmung der Beteiligten zu ändern:

„A and B alone [als fiktive Gründer einer fiktiven Gesellschaft] are responsible for having constructed this world. A and B remain capable of changing or abolishing it. What is more, since they themselves have shaped this world in the course of a shared biography which they can remember, the world thus shaped appears fully transparent to them. They understand the world that they themselves have made. All this changes in the process of transmission to the new generation. The objectivity of the institutional world 'thickens' and 'hardens', not only for the children, but (by mirror effect) for the parents as well. The 'There we go again' now becomes 'This is how these things are done'. A world so regarded attains a firmness in consciousness; it becomes real in an ever more massive way and it can no longer be changed so readily.“ (Berger/Luckmann 1991:76f.)

Sprache sei also ein Resultat der Wahrnehmung von Generationen vor uns und zwingt uns, metaphorisch gesehen, ihre Brille aufzusetzen und die Welt durch ihre Augen zu sehen, ohne, dass wir es aktiv mitbekommen. Unser Wissen und unsere Wahrnehmung seien daraus folgend nicht objektiv, sondern geprägt von früheren Strukturen. Damit spielt Sprache eine

zentrale Rolle bei der Konstruktion, Zementierung und Modifikation gesellschaftlicher – und damit auch geschlechterbezogener – Wirklichkeiten (vgl. Günther et al. 2012: 10).

2.2 Grenzen des linguistischen Konstruktivismus

Obwohl sie oft zitiert werden und wichtiger Bestandteil von Überlegungen zur Verbindung von Sprache und Wirklichkeit sind, treffen die Theorien von Whorf sowie Berger und Luckmann auch auf Kritik. Bei genauer Auslegung ihrer Überlegungen müsse beispielsweise die Schlussfolgerung gezogen werden, dass sich zwei Mitglieder verschiedener Sprachgemeinschaften nicht richtig verständigen könnten, da sie (zumindest nach strenger Auslegung) in ganz verschiedenen Wirklichkeiten leben würden (vgl. Frank 1992: 114ff.). So relativiert Schaff (1964: 177) sprachbezogenen Konstruktivismus wie folgt:

„Trotz aller Unterschiede zwischen den einzelnen Sprach- und Denksystemen, die mit den Unterschieden ihrer Entstehung und Vorbedingungen zusammenhängen, steckt in ihnen etwas Gemeinsames, das bewirkt, daß diese Sprachen ineinander übersetzbar sind, etwas, das die Verständigung zwischen den Menschen ermöglicht, die aus den verschiedensten und voneinander entferntesten Milieus stammen und im Umkreis anderer Naturgegebenheiten und gesellschaftlicher Verhältnisse leben.“

Diese Überlegung, dass es etwas Grundlegendes gibt, auf das wir uns alle in unseren unterschiedlichen Sprachen beziehen, deckt sich mit der Grundannahme des Realismus, der davon ausgeht, dass unabhängig von menschlichem Denken eine über unsere Sinnesorgane erkennbare objektive Wirklichkeit existiert. Mit dem Realismus und Konstruktivismus begegnen sich also zwei zunächst scheinbar gegensätzliche Theorien über Wirklichkeit. So wird im Realismus grundlegend davon ausgegangen, dass wir ein direktes Abbild der Realität wahrnehmen. Gegenstände und Sachverhalte seien dem erkennenden Subjekt in ihrer wirklichen Form vorgegeben und würden, aus der Perspektive des sprachtheoretischen Realismus heraus, „von seinem Bewusstsein erfasst, um in einem letzten Schritt in Sprache gekleidet zu werden“ (Gardt 2018: 16). Ausgehend vom Realismus hätte gendergerechte Sprache also keinen Einfluss auf unsere Wahrnehmung von Wirklichkeit, da Sprache lediglich die objektive Realität widerspiegeln würde. (Vgl. Gardt 2018: 16ff.)

Auch wenn diese absolute Form des Realismus in vielerlei Hinsichten hinterfragbar ist (vgl. Gardt 2018: 16ff.), ist sie dennoch wichtig, um nicht aus den Augen zu verlieren, dass es auch eine Wirklichkeit jenseits von Sprache gibt. So sehen Kotthoff und Nübling (2018: 19) Sprache und Wirklichkeit als ein „flexibles, wechselseitiges Bedingungsgefüge“. Einerseits prägen und präformieren die Sprache als Sediment früherer Diskurse unsere Wahrnehmung (und damit auch die Wirklichkeit), andererseits determinieren sie diese nicht, da sonst Sprachwandel kaum denkbar wäre. „Dahinter steht in beiden Fällen eine Auffassung, die Sprache und Denken in engen Zusammenhang bringt“, fasst es Schoenthal (1989: 300) zusammen. „Sprache einerseits als Spiegel, als Ausdruck historisch gewachsenen Denkens, Sprache andererseits als Hindernis, eine sich wandelnde oder schon gewandelte Wirklichkeit wahrzunehmen, Sprache aber auch als Hilfsmittel, an dieser Wandlung mitzuwirken.“ (ebd.)

3 Sprache und Geschlecht

Wie im letzten Abschnitt dargestellt, konstruiert Sprache also (zumindest zu Teilen) Wirklichkeit, indem sie uns ein vorgefertigtes Raster zur Verfügung stellt, wie wir unsere Umgebung wahrnehmen und uns über sie austauschen können. Somit hat sie einen wesentlichen Einfluss auf unser Denken und Handeln. In Bezug zu gendergerechter Sprache gilt es deswegen zu untersuchen, welche semantischen und grammatischen Vorgaben zur Darstellung von Geschlecht vorhanden sind, um im Nachhinein zu prüfen, wie diese unsere Wahrnehmung beeinflussen.

3.1 Geschlecht als sozial konstruiertes Konzept

Bevor dargestellt wird, inwiefern die deutsche Sprache Geschlecht abbildet, empfiehlt es sich in einem ersten Schritt, den Begriff „Geschlecht“ genauer zu untersuchen. Hierbei wird deutlich, dass sowohl Erkenntnisse aus der Biologie sowie aus Sozial- und Kulturwissenschaften berücksichtigt werden müssen (vgl. Ivanov/Diewald 2021). So sei Geschlecht, eine „von Gesellschaften praktizierte soziale Unterscheidung von Menschen, die am Körper ansetzt“ (Kotthoff/Nübling 2018: 14). Auf Basis dieser Überlegung wird grundsätzlich zwischen dem biologischen Sexus und einem sozial konstruierten Gender unterschieden.

3.1.1 Sexus

Sexus meint das biologische Geschlecht einer Person. Stefan Hirschauer spricht von dessen „geburtlichen Zuschreibungspraxis“ (Hirschauer 1989: 101) und meint damit die Identifizierung des Geschlechts einer Person anhand ihrer primären und sekundären Geschlechtsmerkmale direkt bei der Geburt. Hierbei wird grundsätzlich binär zwischen weiblich und männlich unterschieden, was inzwischen von vielen Seiten hinterfragt wird:

„Zu den fraglosen und nicht weiter begründungsbedürftigen Selbstverständlichkeiten unseres Alltagswissens gehört es, die Geschlechtszugehörigkeit von Personen und die Zweigeschlechtlichkeit des Menschen als natürliche Vorgabe sozialen Handelns und sozialer Differenzierung zu betrachten. Dass es zwei und nur zwei Geschlechter gibt; dass jeder Mensch entweder das eine oder das andere Geschlecht hat; dass die Geschlechtszugehörigkeit von Geburt an feststeht und sich weder verändert noch verschwindet; dass sie anhand der Genitalien zweifelsfrei erkannt werden kann und deshalb ein natürlicher, biologisch eindeutig bestimmbarer Tatbestand ist, auf den wir keinen Einfluss haben“,

stellt beispielsweise Wetterer (2008: 126) in das Zentrum ihrer Kritik. Bei dieser beschriebenen Zweigeschlechtlichkeit unberücksichtigt bleiben Zwischentypen und -formen, die auf anatomischer, chromosomaler und hormoneller Ebene auftreten können (vgl. Kotthoff/Nübling 2018: 14ff.). Die Vereinten Nationen gehen davon aus, dass weltweit bis zu 1,7 Prozent der Neugeborenen mit Geschlechtsmerkmalen geboren werden, die nicht den trennscharfen Vorstellungen von „weiblich“ und „männlich“ entsprechen. Diese Abweichungen würden in der Regel als Abnormalität gelten und durch medizinische Eingriffe behoben werden. (Vgl. United Nations o.J.) Die hier beschriebene Intersexualität zeigt, dass eine binäre Geschlechterzuordnung nicht so natürlich ist, wie sie oft dargestellt wird. Auch

Personen, die zwar mit erkennbaren Geschlechtsmerkmalen zur Welt kommen, sich aber mit einem anderen Geschlecht identifizieren (Transgender), sowie nicht binäre Personen, die sich unabhängig ihres biologischen Geschlechts weder als Mann noch als Frau einordnen, wird die Reduzierung von Sexus als ausschlaggebendes Kriterium zur Geschlechtszuordnung nicht gerecht. Bußmann schlägt deswegen vor, in der Debatte um gendergerechte Sprache nicht von „Sexus“, sondern vom „referentiellen Geschlecht“ zu sprechen (vgl. ebd. 2005: 487). Trotzdem ist Sexus unter dem Aspekt von gendergerechter Sprache in dem Maße relevant, als dass sich „diese, vor allem bei den Menschen offensichtlichen (sichtbaren), biologischen Unterschiede [...] in den Systemen von Sprachen wider[spiegeln]“ (Tafel 1997: 65). Schließlich beziehen wir uns, wenn wir über Personen sprechen, meist zunächst auf ihren Sexus, weil es die biologischen Geschlechtermerkmale sind, die uns zuerst auffallen und nach denen wir einen Menschen vorerst kategorisieren.

3.1.2 Gender

„Doch während dieser Ausgangspunkt einer i.d.R. lebenslang wirksamen Klassifikation [basierend auf den Geschlechtsmerkmalen] gravierende soziale Folgen generiert, die uns täglich an diese Einsortierung erinnern und oft auch gemahnen, werden diese primären Geschlechtsorgane bedeckt: Es sind zuvörderst materielle und immaterielle, körperlich anhaftende oder einfach nur erlernte Marker wie Kleidung, Schuhe, Haarlänge, Frisur, Schmuck, Körper- und Bewegungsverhalten, Stimmführung, die Art zu sprechen und zu kommunizieren u.v.a.m., die die Geschlechtszuweisung im Alltag steuern“,

relativiert Nübling (2020: 6f.) Sexus als das alleinige Merkmal von Geschlecht und deutet damit den großen Einfluss von Eigenschaften an, die einem biologischen Geschlecht zugeschrieben und durch die Gesellschaft vermittelt werden. Dieser soziale beziehungsweise kulturelle Anteil von Geschlecht wird unter dem Begriff „Gender“ zusammengefasst. Während nach traditionellem Verständnis der Sexus also vorgibt, *was* man ist (Mann oder Frau), beschreibt Gender die gesellschaftlichen Erwartungen daran, *wie* man basierend darauf zu sein hat. „Genderkonzepte sind die Denkmuster, die Folien, nach denen in einer Gesellschaft festgelegt ist, was es heißt, eine Frau bzw. ein Mann zu sein“, schreiben so auch Diewald et al. (2020: 34). Diese Genderrollen seien für die Geschlechtswahrnehmung meist wichtiger als Geschlechtsorgane (vgl. Diewald/Nübling 2022: 5)³ und seien „so früh und leidenschaftlich betrieben und dabei erhärtet, dass sie bald für Natur, für ‚angeboren‘ gehalten werden“ (Kotthoff/Nübling 2018: 14). Dabei zeigt das Konzept von „Doing gender“, dass Genderzugehörigkeit erst erworben wird und nicht angeboren ist (vgl. Ayaß 2008: 12)⁴. So sprechen West und Zimmermann (1991: 13) von „gender as a routine, methodical, and recurring accomplishment“ und sehen Gender als einen unvermeidbaren Herstellungsprozess, der im Interaktions- und Kommunikationsprozess entstehe (vgl. West/Zimmermann 1991: 16). So hat auch Sprache als Teil der kulturellen Praxis Einfluss auf das Doing Gender, indem sie

³ Basierend darauf ist in dieser Bachelorarbeit auch von „gender-“, statt „geschlechtergerechter-Sprache“ die Rede. Bisher gibt es in der Genderlinguistik allerdings keinen festgelegten Begriff für die gerechte Ansprache aller Geschlechtsidentitäten.

⁴ Das Konzept des Doing Gender basiert auf Harold Garfinkels „Agnes-Studie“, in der Garfinkel verfolgte, wie sich die Transgender Agnes nach ihrer Operation zur Frau mit ihrem Verhalten dem kulturell akzeptierten "Frau-Sein" anpasste. Somit schaffte Garfinkel die Grundlage für das Verständnis, dass es keine natürliche Form von „Mann/Frau-Sein“ gibt, sondern dass diesen in kultureller Praxis wechselseitig erzeugt wird. (Vgl. Garfinkel 1967)

durch Personenbezeichnungen wie Eigennamen, Titel, Anreden, beschreibende Nominalphrasen, Pronomina sowie weitere Ausdrucksmittel auf Geschlecht referenziert⁵.

Die Einblicke in Sexus und Gender zeigen, dass Geschlecht nicht einfach natürlich vorgegeben, sondern gesellschaftlich und kulturell konstruiert ist (vgl. Hagemann-White 1988: 230). Mit Blick auf den linguistischen Konstruktivismus kann man bei Geschlecht also nicht von einer objektiven Wirklichkeit ausgehen, die realitätsgetreu durch die Sprache abgebildet wird. Vielmehr ist anzunehmen, dass Sprache eine tragende Rolle bei der Konstruktion von Geschlecht trägt. So gebe es nach Kusterle Kategorien wie Mann und Frau erst durch ihre Benennung. Durch ständige Wiederholungen würden Bedeutungen der Kategorien konventionalisiert und naturalisiert werden. (Vgl. Kusterle 2011: 34)

3.2 Sprachliche Darstellung von Geschlecht

Während im letzten Abschnitt Geschlecht als ein soziales Konstrukt basierend auf Sexus und Gender definiert wurde, beschäftigt sich der folgende Teil mit der Frage, wie dieses in der deutschen Sprache dargestellt wird. Hierbei gibt es im Deutschen mit dem semantischen und grammatikalischen Geschlecht zwei Möglichkeiten, auf Geschlecht zu referieren.

3.2.1 Semantisches Geschlecht

Beim semantischen Geschlecht vermitteln die Sprachzeichen über die Bedeutungsebene, auf welches Geschlecht ein Wort verweist. Kusterle spricht in diesem Zusammenhang von „lexeminhärente[n] Spezifizierungen“ (ebd. 2011: 41). In diesem Rahmen können die Merkmale „weiblich“ oder „männlich“ Teil der Wortbedeutung sein. So ist eine „Schwester“ immer eine Frau, ein „Bruder“ immer ein Mann. Die Information, auf welches Geschlecht ein Wort referiert, ist zudem unabhängig vom grammatischen Geschlecht des Substantives zu entnehmen. So impliziert der Begriff „Mädchen“, dass es sich um ein weibliches Kind handelt, ohne dass das Genus im Femininum steht („das“ Mädchen). (Vgl. Diewald/Nübling 2022: 4ff.)

Verständlich wird diese semantische Übermittlung des Geschlechts mit einem Blick auf die genuslose Sprache Japanisch. Die meisten Personenbezeichnungen im Japanischen sind zunächst geschlechtsneutral. Um zu signalisieren, dass es sich um eine weibliche oder männliche Person handelt, muss ein Kompositum mit neuem Lexem gebildet werden. So ist das Wort „eine deutsche Person“⁶ (doitsu-jin) zunächst geschlechtsneutral und wird erst durch die Ergänzungen „-dansei“ (semantische Information: männlich) oder „-josei“ (semantische Information: weiblich) zu einem Deutschen oder einer Deutschen (doitsujindansei /doitsujinjosei). (Vgl. Okamura 2012: 415f.)

Ähnlich verhält es sich im Deutschen bei Geschlechtsspezifikationen von Komposita mit der Endung -frau/-mann. So unterscheiden wir zwischen einem Feuerwehrmann und einer

⁵ Mehr dazu in Kapitel 3.2.

⁶ Hier merkt man bereits den Unterschied der beiden Sprachen: Im Deutschen wäre die geschlechtsunspezifische Form „doitsu-jin“ am ehesten mit „Deutscher“ übersetzbar. Dass dieses generische Maskulinum allerdings nicht als geschlechtsunspezifisch zu verstehen ist, zeigt sich in Kapitel 4.

Feuerwehrfrau oder zwischen einem Kameramann und einer Kamerafrau (vgl. Kotthoff/Nübling 2018: 131ff.). Schon hierbei verdeutlicht sich das gesellschaftliche Verständnis vom binären Geschlechtssystem, das durch Sprache widergespiegelt und gefestigt wird. Zwar können mit Hilfe von Endungen wie -leute, -kraft oder -person die meisten dieser Komposita auch gut geschlechtsneutral formuliert werden, trotzdem gibt es auf der geschlechtsspezifischen Ebene keine ebenbürtige Bezeichnung für nicht binäre Personen, also Menschen die sich weder als Mann noch als Frau identifizieren. Während zwar auch intersexuelle Personen sowie Transgender nicht in das klassische Normsystem passen, das Menschen aufgrund ihres biologischen Geschlechts kategorisiert, identifizieren sie sich in der Regel dennoch entweder als Mann oder als Frau. Es sind demnach also nicht binäre Personen, die im deutschen Sprachsystem unbenannt bleiben.

Auch ist es im Deutschen teilweise möglich, das referenzielle Geschlecht durch eine Periphrase mit den attributiven Modifikatoren „männlich“ und weiblich“ darzustellen. So kann man beispielsweise zwischen einem männlichen und einem weiblichen Filmstar unterscheiden. Diese Art der Geschlechtsspezifizierung hat allerdings den Nachteil, dass sie oft länger als andere geschlechtsspezifizierende Formen ist. Außerdem werde sie nach Kotthoff und Nübling oft asymmetrisch eingesetzt. So nutze man häufiger den attributiven Modifikator „weiblich“, um zu verdeutlichen, dass es sich um eine Frau handle, als dass man „männlich“ einsetze, um die Betonung darauf zu legen, dass man von einem Mann spreche. „Das weiß man auch aus englischen Untersuchungen, wo male / female die wichtigste Geschlechtsspezifikation leistet: female doctor kommt viel häufiger vor als male doctor, da pures doctor als männlich verstanden wird. So wie es Fußball und Frauenfußball gibt, so gibt es Ärzte und weibliche Ärzte [...]“⁷ (Kotthoff/Nübling 2018: 151).

Auch weitere Beispiele wie „weibliche Stierkämpferin“ und „männlicher Stierkämpfer“ machen deutlich, dass es im Deutschen meist mehr braucht als ein geschlechtsdefinierendes Attributiv. Um das referenzielle Geschlecht einer Personenbezeichnung zu ändern, muss das Wort in den meisten Fällen moviert werden. Dies geschieht, so wie auch im Beispiel der Person, die gegen einen Stier kämpft, durch Feminin- oder Maskulinmovierung. Die Femininmovierung ist dabei die häufigste Art der Derivation (Ableitung) zur Geschlechtsspezifizierung. Hierbei wird der maskulinen Bezeichnung das Merkmal „weiblich“ angefügt, indem ein in-Suffix an das Ende des Wortes gehangen wird. So wird aus einem Fahrer eine Fahrerin oder aus einem Mitbewohner eine Mitbewohnerin. „Umgekehrt befinden sich echte Maskulinmovierungen im einstelligen Bereich [...]“, schreiben Kotthoff und Nübling (2018: 135). „Hier zeigt sich eine fundamentale sprachlich-gesellschaftliche Asymmetrie und Hierarchie, die Männer lexikalisch etikettiert (Koch) und Frauen daraus morphologisch ableitet (Köchin)“ (ebd.). So werde nur in den seltensten Fällen eine männliche Form aus einem weiblichen Stamm abgeleitet, etwa wie bei Witwer, Hexer oder Bräutigam. Nicht nur Kotthoff und Nübling, sondern auch viele weitere Vertreter*innen der Genderlinguistik kritisieren diese Asymmetrie. Der maskuline Stamm setze unter morphologischen Gesichtspunkten die Existenz des männlichen Vertreters voraus (vgl. Bußmann 1995: 136f.). Dieser Androzentrismus lasse sich vor allem bei Jobbezeichnungen beobachten: Während

⁷ Bereits hier deutet sich der „Male-as-norm“-bias an. Siehe mehr dazu in Kapitel 4.2.

für weibliche Berufsbezeichnungen in traditionell männlichen Berufen eine Movierung der männlichen Form gebildet wird (Handwerker - Handwerkerin), ist dies bei Männern, die eine typisch weibliche Beschäftigung übernehmen, oft nicht möglich. So ist eine männliche Hebamme kein „Hebammer“, sondern ein Entbindungshelfer. Auch andere männliche Ableitungen von Frauenbezeichnungen sind selten. Eine männliche Putzfrau ist eine Putzkraft und kein Putzmann und es gibt auch keinen „Krankenbruder“, sondern einen „Pfleger“. „Hier reflektiert die Sprache einen gesellschaftlichen Sachverhalt, bzw. eine kulturelle Konvention, der zufolge Frauen in Beziehung zu und in Abhängigkeit von Männern gesehen werden, aber nie Männer in Abhängigkeit von Frauen [...]“, macht Doleschal deutlich (1992: 27).

Auch Pusch kritisiert die asymmetrische Movierung zur Geschlechtsspezifikation. Sie schlägt deswegen vor, den in-Suffix abzuschaffen und den geschlechtsdefiniten Gebrauch von Substantiven über die Artikel „der“, „die“ oder „das“ zu signalisieren. Folglich gebe es „Der Professor“, „Die Professor“ und „Das Professor“, letzteres als geschlechtsindefinites Substantiv. (Vgl. Pusch 1984: 61ff.) Puschs Vorschlag hat sich nicht durchgesetzt, macht aber dennoch auf einen weiteren Punkt aufmerksam, der in Bezug zur gendergerechten Sprache relevant ist: Die Movierung durch das in-Suffix macht die weibliche Form oft länger, wodurch sie häufig für umständlich und verzichtbar verhalten wird (vgl. Kotthoff/Nübling 2018: 138). Zumindest diesem Problem hätte Puschs Vorschlag entgegenwirken können.

3.2.2 Grammatisches Geschlecht

Eine weitere sprachliche Kategorie zur Geschlechtsspezifikation ist das grammatische Geschlecht, besser bekannt als Genus. Im Deutschen wird grundsätzlich zwischen drei Genera unterschieden⁸: So können alle nominalen Wortarten wie Substantive, Pronomina, Artikel oder nominalisierte Adjektive und Verben im Maskulinum, Femininum oder Neutrum stehen. Während Substantive hierbei ein festgelegtes Genus haben, spricht man bei den anderen Wortarten von einem Differentialgenus, da hier das grammatikalische Geschlecht variabel ist. So ist es beim Substantiv beispielsweise immer „die Tasse“ (feminin), während es beim substantivierten Adjektiv entweder „der“ oder „die Alte“ sein kann. Grundsätzlich wird Genus durch Begleitwörter wie Artikel, Pronomen, attributive Adjektive und Wiederaufnahmeformen zum Ausdruck gebracht. Das Lexem „Bach“ enthält beispielsweise nicht automatisch die Information, dass es maskulin ist. Dies wird erst durch den vorangestellten Artikel „der“ Bach deutlich. Grundsätzlich kann das Genus eines Wortes nur im Singular markiert werden, während es im Plural verschimmt. Im Plural „die Uhren“ wird beispielsweise vorerst nicht ersichtlich, welches Genus das Substantiv „Uhr“ trägt, wodurch es höchstens durch Vorwissen identifiziert werden kann. (Vgl. Diewald et al. 2020: 35ff.; Diewald/Nübling 2022: 4ff.)

In Bezug zur gendergerechten Sprache stellt sich grundsätzlich die Frage, inwiefern Genus und das referentielle Geschlecht korrelieren und inwiefern Genus geschlechtstypische Vorstellungen mit sich bringt.

⁸ Für eine Übersicht zu Genus in anderen Sprachen siehe Hellinger/Bußmann (2002).

„Auf der einen Seite könnte die Häufigkeit maskuliner Markierungen im Deutschen "männliche" Assoziationen intensivieren und einen stärkeren "male bias" als im Englischen erzeugen; auf der anderen Seite, da jedes Substantiv im Deutschen ein grammatisches Geschlecht hat, auch Wörter wie Zahnbürste (fem.) oder Funken (mask.), könnte im Deutschen die Verbindung von Genus und Geschlecht auch schwächer wahrgenommen werden“,

werfen auch Stahlberg und Sczesny (2001: 133) die Frage nach der Auswirkung vom Genus im Deutschen auf.

Grundsätzlich ist das Genus zunächst unabhängig von Geschlecht zu betrachten. Schließlich haben alle nominalen Wortarten ein Genus, einschließlich derer, die kein Geschlecht besitzen (bspw. Gegenstände). Genus ist also zunächst ein inhärenter Klassifikator eines Substantivs, dem ansonsten keine Semantik zukommt – „der“ Bach hat nichts Männliches, „die“ Uhr nichts Weibliches (vgl. Kotthoff/Nübling 2018: 70). Zwar behauptet Jacob Grimm, dass das Genus von Subjekten von „natürlichen“ Geschlechtereigenschaften abgeleitet sei und somit in einem metaphorischen Übertragungsprozess, entsprechend den jeweiligen Objekteigenschaften, zugewiesen werden würde (vgl. Grimm 1831, zitiert nach Diewald/Nübling 2022: 14ff.), doch gilt diese Auffassung inzwischen als widerlegt. Die Funktionen von Genus seien, wenn überhaupt sekundär abgeleitet und würden in der sekundären Nutzung eine abgeleitete, zweite Bedeutungsschicht erhalten (vgl. Diewald/Nübling 2022: 16).

Entsprechend zeigt eine Studie im Spanischen und Deutschen von Boroditsky et al., dass feminine Objektbezeichnungen zur weiblichen Genderisierung eines Objekts führen können, wobei gleiches für Maskulina gelte (vgl. Boroditsky et al. 2003)⁹. Diewald und Nübling sprechen in diesem Zusammenhang vom „Sexuierungspotenzial von Genus“ (ebd. 2022: 16) und beschreiben passend dazu die Geschlechtszuweisung von personifizierten Raupen, Bienen, Käfern und Hunden in Kinderbüchern, die zu 90 Prozent mit dem Genus ihres Substantives einhergehe (vgl. Diewald/Nübling 2022: 15). Diese Genus-zu-Sexus-Steuerung lässt sich auch bei Epikoina (geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen) beobachten. Hierzu zeigt eine Studie von Klein, dass das Lexem „der Mensch“ (maskulin) verhältnismäßig oft das Bild von einem Mann evoziert, egal ob es im Singular oder im Plural steht. Gleichzeitig werden Frauen bei der Bezeichnung „die Person(en)“ (feminin) eher mitgedacht, wenn auch nicht ganz so eindeutig und umfassend, wie bei maskulinen Epikoina¹⁰. (Vgl. Klein 2022)

Diese Verknüpfung von Genus und Geschlecht wird bei der geschlechtsspezifischen Bezeichnung von Lebewesen noch deutlicher. Hier zeigen Kotthoff und Nübling mit ihrer Theorie der Belebtheitshierarchie, dass Genus und das referentielle Geschlecht immer wahrscheinlicher korrelieren, je handlungsfähiger, einflussreicher und intelligenter ein Lebewesen ist (vgl. Kotthoff/Nübling 2018: 74). Diese Genus-Sexus-Korrelation zeigt, dass Genus und Sexus bei Lebewesen in einer Wechselbeziehung stehen: „Nicht zufällig sind fast alle semantisch weiblichen Bezeichnungen feminin und alle männlichen maskulin: die Tante,

⁹ Mickan et al. können diese Studienergebnisse nicht replizieren (vgl. ebd. 2014). Nichtsdestotrotz machen Boroditsky et al. in diesem Zusammenhang deutlich, dass Genus zu geschlechterrollentypischen Zuschreibungen von Objekten führen kann (wenn auch nicht muss).

¹⁰ Diese Asymmetrie offenbart einen bestimmbaren außer- sprachlicher Androzentrismus, der den Genuseffekt relativiert, aber mitnichten umkehren kann. Generell wird diese Studie von Klein später noch einmal relevant, wenn es um neutrale Personenbezeichnungen als Form gendergerechter Sprache geht (s. Kapitel 7.1).

die Mutter – der Onkel, der Vater ... Diese Regel greift zu fast 100 % und belegt, dass Genus auf Geschlecht verweist“ (Diewald/Nübling 2022: 6). Besonders deutlich wird dies beim Differenzialgenus, der bei Substantivierungen von per se genuslosen Wortarten wie Adjektiven oder Verben (z.B. die/der Versicherte) zum Einsatz kommt (vgl. Kotthoff/Nübling 2018: 70ff.). Hier beziehen sich Feminina ausnahmslos auf Frauen, Maskulina ausnahmslos auf Männer und Neutra auf Unbelebtes. Gerade hier – bei sekundären Substantiven ohne eigenes Genus oder Wortbildungssuffixe¹¹ – stellt das Genus also ein wichtiges Mittel der Geschlechtsspezifikation dar.

Busley und Fritzingler sprechen bei dieser semantischen Kongruenz von Genus und referenziertem Geschlecht von der „verlässlichste[n] semantische[n] Genusregel des Deutschen“ (ebd. 2022: 295). Dennoch gibt es sogenannte hybride Wörter, in denen das Genus und das referenzierte Geschlecht nicht korrelieren. So ist beispielsweise das Genus von „das Mädchen“ im Neutrum, während die Bezeichnung semantisch allerdings die Information enthält, dass es sich um eine weibliche Person handelt. Ähnlich ist es bei Wörtern wie „das Weib“, „die Tunte“ oder „die Schwuchtel“. Diese Genus-Sexu-Diskordanzen sind allerdings nicht willkürlich, sondern zeigen, dass Genus nicht nur auf Sexus, sondern auch auf Geschlechterrollen verweist. „Verstöße gegen die Geschlechterordnung (Gender) werden durch Verstöße gegen die Genus-Sexu-Ordnung sanktioniert“, schreiben auch Kotthoff und Nübling (2018: 85). So werden Feminina für männliche Personen (Tunte, Schwuchtel, Memme, Lusche...) für Männer genutzt, die ihrer traditionellen Geschlechterrolle als starker heterosexueller Mann nicht nachgekommen sind. Gleichzeitig kennzeichnen Neutra für Frauen ihre sexuelle Unschuld, Naivität und soziale Unschuld oder Schuldlosigkeit (Mädchen, Fräulein ...). Gleichzeitig kann hierdurch aber auch eine negative Evaluation von Frauen (Weib, Luder ...) abgebildet werden. „Frauen werden somit innerhalb ihrer Geschlechterrolle als bivalent (feminin vs. neutral) perspektiviert“, schreiben Busley und Fritzingler (2022: 295). Im Vergleich ließen sich kaum neutrale, ausschließlich Männer bezeichnende Lexeme finden, was man bereits an Kinderbezeichnungen festmachen könne (der Junge (Maskulinum) – das Mädchen (Neutrum)). (Vgl. Busley/Fritzingler 2022: 295ff.)

Auch wenn Genus also nicht primär geschlechtlich motiviert ist, wird es sekundär als Verweis sexuierter Objekte (Personen, Tierbezeichnungen ...) benutzt. Bei Personenbezeichnungen richtet sich das grammatikalische Genus nach dem referenzierten Geschlecht. Genus-Sexu-Diskordanzen schwächen dabei nicht die Genus-Sexu-Korrelation, sondern zeigen Verstöße gegen Rollenerwartungen auf. Bei Überlegungen zu einer gendergerechten Sprache kann also das Genus nicht außer Acht gelassen werden, was die Grundlage zur Kritik am generischen Maskulinum¹² darstellt.

¹¹ In diese Gruppe fallen:

- a) vormalige Adjektive (Große, Schöne),
- b) Präsenspartizipien (Studierende, Mitarbeitende)
- c) Perfektpartizipien (Abgeordnete, Geliebte)

(Vgl. Kotthoff/Nübling 2018: 150)

¹² Siehe Kapitel 3.3 und Kapitel 4.

3.3 Geschlechtsabstrahierende Personenbezeichnungen durch das generische Maskulinum

Auch wenn sich im Deutschen mit der Genus-Sexu-Korrelation ein vermeintlich zuverlässiges System zur Geschlechtsspezifizierung herauskristallisiert hat, gibt es einen weiteren Punkt von Genus-Sexu-Diskordanz, der in dieser Bachelorarbeit bisher noch nicht weiter berücksichtigt wurde: Bei dem Satz „Die Spanier gehen zum Essen“, signalisieren sowohl das semantische als auch das grammatikalische Geschlecht, dass es sich um eine Gruppe von Männern handelt. Jedoch ist in der deutschen Sprache durch das generische Maskulinum geregelt, dass maskuline Nomina und Pronomina übergreifend für Personen mit unbekanntem oder nicht relevantem Geschlecht sowie eine geschlechtsgemischte Gruppe stehen können (vgl. Klann-Delius 2005:26). Vermeintlich geschlechtsindefinite Begriffe sind also identisch zum geschlechtsdefiniten Maskulinum (vgl. Ayaß 2008: 28).

Ob das generische Maskulinum, genutzt wird oder ob Personen(gruppen) doch geschlechtsspezifisch angesprochen werden, ist nach Kopf von den drei Faktoren Geschlecht, Personenmenge und Spezifität abhängig:

	← eher Femininum		eher Maskulinum →
Geschlecht	weiblich	gemischt	unbekannt/inexistent
Personenmenge	Einzelperson		Gruppe
Spezifität	spezifisch, bekannt	spezifisch, unbekannt	generisch

Abbildung 1: Anwendungsbereich des generischen Maskulinums (Quelle: Kopf 2022: 72)

Bei männlichen und gemischten Gruppen, tendiert die Personenbezeichnung, wie bereits oben erwähnt, zum Maskulinum. Zudem haben nach Koch die Personenmenge (signalisiert durch den Numerus) und die Spezifität der beschriebenen Personen einen Einfluss. So wird, wie bereits in Kapitel 3.2.2 beschrieben, Genus im Plural unsichtbar, wodurch hierbei Movierungen ins Femininum eher selten vorkommen, vor allem, sobald ein Mann Bestandteil der beschriebenen Gruppe ist. Dies wird in einem Beispiel von Pusch deutlich: Sie kritisiert die Berichterstattung über die Opfer eines Germanwings-Absturzes, in der von 16 umgekommenen „Schülern“ aus Haltern die Rede ist. Dass 14 der 16 „Schüler“ weiblich waren, wird zumindest sprachlich nicht abgebildet. (Vgl. Pusch 2016: 131ff.) Wäre bei dem Flugzeugabsturz nur eine Person ums Leben gekommen, so wäre, Kopfs Überlegungen zu Folge, die geschlechtsspezifische Form verwendet worden. Das heißt, im Falle eines weiblichen Opfers wäre die Wahrscheinlichkeit höher gewesen, dass sie mit „Schülerin“ beschrieben worden wäre.

Als dritten Einflussfaktor auf den Anwendungsbereich des generischen Maskulinums nennt Kopf die Spezifität. Je eher auf eine spezifische Person(engruppe) eingegangen werde, desto wahrscheinlicher werde ein Substantiv bewusst an das referenzierte Geschlecht angepasst. Je referenzieller, desto obligatorischer sei die korrekte Geschlechtsangabe, schreiben auch Kotthoff und Nübling (vgl. ebd. 2018: 92ff.). Verständlicher wird dies durch die zwei Beispiele „Meine Freundinnen Anja und Claudia sind ein wichtiger Bestandteil meines Lebens“ und „Gute Freunde sind ein wichtiger Bestandteil meines Lebens“. Der erste Satz referiert auf zwei spezifische, durch ihre Namen kenntlichgemachte weibliche Personen, weswegen auch

das Substantiv „Freundinnen“ weiblich moviert ist. Zwar könnte man im Deutschen auch sagen „Meine Freunde Anja und Claudia“, basierend auf Koch ist diese Form jedoch eher unüblich. Währenddessen ist im zweiten Satz von keinen spezifischen Personen die Rede. Stattdessen wird mit dem generischen Maskulinum eine geschlechtsindefinite, unspezifische Gruppe beschrieben.

4 Kritik am generischen Maskulinum

„Die Hockeyspieler spielen das erste Spiel der Saison. Zwei von ihnen fallen aus, weil sie schwanger sind.“ Sätze wie diese sorgen zumindest beim ersten Lesen für eine kurze Irritation. Dabei sind sie, wenn man nach dem generischen Maskulinum geht, nicht falsch. „Hockeyspieler“ (mask.) signalisiert zwar semantisch und grammatisch, dass es sich um männliche Personen handelt, das generische Maskulinum ermöglicht aber dessen geschlechtsübergreifende Benutzung.

Trutkowski legt Versuchspersonen in seiner Studie ähnliche Sätze wie den oben genannten vor und untersucht unter anderem die Akzeptabilität der folgenden vier Sätze:

- a) Anton ist Pilot. Peter auch.
- b) Anette ist Pilotin. Maria auch.
- c) Anton ist Pilot. Maria auch.
- d) Anette ist Pilotin. Peter auch.

Dabei kommt Trutkowski zu dem Ergebnis, dass bestimmte Personenbezeichnungen ein asymmetrisches Verhalten in Bezug auf die vorliegenden Ellipsen zeigen. Nicht-movierte maskuline Prädikatsnomen können als Antezedenz für einen elliptischen Satz mit weiblichem Subjekt fungieren, aber nicht andersherum. So ist die Akzeptabilität des letzten Satzes deutlich am geringsten. Dies ist in Anbetracht des generischen Maskulinums im Deutschen nicht überraschend – männliche Bezeichnungen können auch geschlechtsabstrahierend gemeint und somit auch auf Frauen bezogen sein. Andersherum tragen weiblich-movierte Substantive bereits semantisch die Information „weiblich“ und können somit nicht auf männliche Personen bezogen werden. Spannend in Trutkowskis Studie ist vielmehr das Ergebnis, dass Satz c) (Maskulinum bezogen auf eine Frau) zwar nicht so eine schlechte Akzeptabilität wie Satz d) (Femininum bezogen auf Mann) aufweist, trotzdem aber deutlich schlechter abschneidet, als die ersten beiden symmetrischen Sätze¹³. (Vgl. Trutkowski 2018) Das generische Maskulinum scheint also beim Bezug auf weibliche Subjekte ein Gefühl der Inkongruenz auszulösen, was vermuten lässt, dass es nicht so generisch einsetzbar ist, wie es scheint. Dies wiederum erklärt auch die kurze Irritation, die Sätze, wie der zum Eingang dieses Abschnittes, auslösen.

¹³ Zum gleichen Ergebnis kommen auch Irmen und Köhnke in einer ähnlichen Studie (vgl. ebd. 1996).

Basierend darauf, dass das generische Maskulinum eben nicht so problemlos generisch einsetzbar ist, haben sich mit der feministischen Linguistik sowie der Genderlinguistik Forschungsrichtungen aufgetan, die die Nutzung und Wirkung des generischen Maskulinums untersuchen. Die meisten hierbei durchgeführten Forschungen orientieren sich dabei an dem binären Geschlechtssystem und unterscheiden zwischen Mann und Frau, ohne nicht binäre Personen zu berücksichtigen. Diesen Studien zugrunde legend, liegt auch der Fokus dieses Kapitels auf der Auswirkung des generischen Maskulinums auf Frauen in der Gesellschaft. Es ist allerdings wichtig zu betonen, dass eine grundlegende Forschungslücke vorliegt und dass weiterführende Studien zum Verhältnis zwischen Sprache und nicht binären Personen von dringender Notwendigkeit sind. Bis dahin wird im weiteren Verlauf dieser Bachelorarbeit davon ausgegangen, dass die grundlegenden Auswirkungen des generischen Maskulinums auf Frauen auch auf nicht binäre Personen übertragbar sind.

4.1 Doppeldeutigkeit des generischen Maskulinums

Vertreter*innen¹⁴ der deutschen feministischen Linguistik kritisieren das generische Maskulinum bereits seit Ende der 70er Jahre (vgl. bspw. Trömel-Plötz 1978; Pusch 1984). Einer ihrer Hauptkritikpunkte ist die Doppeldeutigkeit des generischen Maskulinums. Dadurch, dass das geschlechterspezifische und das generische Maskulinum nicht voneinander zu unterscheiden sind, wird in manchen Fällen nicht direkt deutlich, ob ausschließlich Männer oder eine geschlechtsübergreifende Gruppe gemeint sind. „Man kann also unser deutsches Sprachsystem in diesem Bereich mit einer Lotterie vergleichen, in dem Männer mit jedem Los gewinnen (mit beiden Lesarten gemeint sind), Frauen aber nur mit jedem zweiten“, kritisiert Pusch (1984: 27). Die semantische Unschärfe führe dazu, dass Männer sich immer angesprochen fühlen, während Frauen nie wissen würden, ob sie mitgemeint seien, schreiben auch Diwald und Nübling (vgl. Diwald/Nübling 2022: 10). Dass dieser Auslegungsfreiraum zum Problem werden kann, zeigt sich beispielsweise im Schweizer Wahlrecht, in dem Frauen erst seit 1971 wählen durften. Davor wurde ihnen das Wahlrecht mit der Begründung verwehrt, dass in den Gesetzen nicht von „Schweizerinnen“, sondern nur von „Schweizern“ die Rede sei (vgl. Kusterle 2011: 22). Ritchie fasst die Problematik der Doppeldeutigkeit des generischen Maskulinums in Fällen wie diesem wie folgt zusammen:

„Wherever any statute or regulation is drafted in terms of the male, a woman has no guarantee that it confers any rights on her at all. Any official or any court has ample authority for deciding that the male includes the female for purposes of taxes, penalties or criminal law, but does not include the female for the purposes of rights or privileges.“ (Ritchie 1975: 702f.)

Zwar werden heute hoffentlich keiner Frau im deutschsprachigen Raum mehr grundlegende Rechte auf Grund des generischen Maskulinums verweigert, nichtdestotrotz zeigt das Beispiel des Schweizer Wahlrechtes, dass die semantische Unschärfe, die das generische

¹⁴ Wobei man in diesem Fall auch gut von Vertreterinnen sprechen kann. Mit Senta Trömel-Plötz und Luise Pusch setzen zwei Frauen den Start der deutschen feministischen Linguistik. Bis heute stammt ein Großteil der deutschen Literatur zu gendergerechter Sprache von Frauen.

Maskulinum in sich trägt, dazu führen kann, dass Aussagen je nach Betrachter*in unterschiedlich interpretiert werden. In dem Satz „Kindertagesstätten suchen nach Erziehern“ wird beispielsweise nicht ersichtlich, ob explizit männliche Erzieher oder generell Fachpersonal in Kindertagesstätten gemeint sind. Ohne weitere Informationen bleibt es dementsprechend den Rezipient*innen überlassen, den Satz sinngemäß zu interpretieren. Somit verstoße das generische Maskulinum gegen das grundlegende Kommunikationsprinzip der Klarheit und Vermeidung von Mehrdeutigkeit und solle schon aus diesem Grund nicht verwendet werden, schlussfolgern Diewald et al. (vgl. ebd. 2020: 54).

4.2 Male as norm

Die Interpretation „männlich“ ist beim Gebrauch von Maskulina folglich immer zutreffend, während der Miteinbezug von Frauen zwar gemeint sein könnte, aber nicht zwingend notwendig ist. „It can be expected, therefore, that masculine generics are associated more closely with the image of a male than with the image of a female“, schlussfolgern Braun et al. (2005: 6). Ihre Aussage konnte inzwischen mittels einer Vielzahl an Studien nachgewiesen werden. „Die Linguistik hat längst empirisch belegt, dass das sogenannte generische Maskulinum im Sinne einer geschlechtsübergreifenden Bedeutung keine neutrale Bezeichnung ist, sondern stereotypisch die männliche Lesart begünstigt [...]“, fassen Diewald und Nübling die Studienergebnisse der letzten Jahrzehnte zusammen (vgl. ebd. 2022: 10). Hierbei beziehen sie sich auf Studien mit unterschiedlichen empirischen Herangehensweisen.

Beispielsweise legen Blake und Klimmt in ihrer Studie Studierenden einen Artikel über einen Chlorgasalarm im Fitnessstudio vor¹⁵ (vgl. ebd. 2010). Dabei gibt es den Artikel in drei Fassungen, die zufällig an die Teilnehmenden verteilt werden: Ein Text ist im generischen Maskulinum geschrieben, eine zweite Variante enthält anstatt dessen neun Binnen-I-Formulierungen (bspw. StudentInnen) und neun Beidnennung (bspw. Studenten und Studentinnen). In einer dritten Abwandlung sind alle Personenbezeichnungen entweder in Beidnennung oder in Neutralformen (Studierende) formuliert. Bei der Schätzung des Frauenanteils im beschriebenen Artikel überschätzen Proband*innen, die zuvor den Artikel mit generischem Maskulinum gelesen hatten, den Männeranteil erheblich.¹⁶

Mit einem ähnlichen Vorgehen untersuchen daneben weitere Studien die Wirkung des generischen Maskulinums auf den gedanklichen Miteinbezug von Frauen. Auch hier werden Proband*innen unterschiedliche Varianten von Texten zugewiesen, um und im Nachhinein Fragen zu dem ihnen vorliegenden Text zu beantworten. So fordern Stahlberg und Sczesny ihre Proband*innen auf, ihnen Personen wie beispielsweise ihre(n) „Lieblingssportler“ / „LieblingssportlerIn“ / „Lieblingssportler oder Lieblingssportlerin“ (variiert je nach Text) zu nennen und prüfen im Nachhinein, inwiefern sich das generische Maskulinum darauf auswirkt, wie oft männliche bzw. weibliche Personen genannt werden (vgl. Stahl-

¹⁵ Dabei ist das Fitnessstudio bewusst als ein Ort gewählt, in dem das Geschlechterverhältnis in der Regel ausgeglichen ist.

¹⁶ Zu diesem Ergebnis kommen auch Braun et al. (1998) und Rothmund/Scheele (2004) in ähnlichen Studien.

berg/Sczesny 2001). In Studien von Klein (vgl. ebd. 1998, 2004) und Heise (vgl. ebd. 2000) müssen die Versuchspersonen nach der Rezeption eines Textes Fragen beantworten, die offenlegen, welches Geschlecht sie den im Text vorkommenden Personen zuschreiben. Eine weitere Form der empirischen Untersuchung zur Auswirkung des generischen Maskulinums führen Gyax et al. (vgl. ebd. 2008) durch. Sie untersuchen die Reaktionszeiten von Versuchspersonen, welche angeben sollen, ob zwei aufeinander folgende Sätze stimmig sind. So wird den Proband*innen zunächst ein Ausgangssatz zu entsprechenden Nomina auf einem Bildschirm angezeigt (bspw. „Die Professoren gehen spazieren“). Danach erscheint ein Satz, der die Gruppe entweder als weiblich oder als männlich identifiziert (bspw. „Wegen der schönen Wetterprognose tragen mehrere der Frauen keine Jacke.“ / „Wegen der schönen Wetterprognose tragen mehrere der Männer keine Jacke.“).

Das grundlegende Ergebnis all dieser Studien ist dasselbe: das generische Maskulinum rückt Männer in den Vordergrund und erschwert den gedanklichen Miteinbezug von Frauen. So werden in den Studien von Stahlberg und Sczesny (vgl. ebd. 2001), Klein (vgl. ebd. 1998, 2004) und Heise (vgl. ebd. 2000) überproportional viele männliche Personen genannt, sobald die Personenbezeichnungen im generischen Maskulinum formuliert sind. Bei Gyax et al. (vgl. ebd. 2008) zeigen die Lese- und Reaktionszeiten deutliche Verzögerungen, wenn sich das generische Maskulinum auf weibliche Personen bezieht. Beim Dekodieren des generischen Maskulinums wird folglich zunächst nicht intuitiv von weiblichen Personen ausgegangen.

Somit manifestiert und konstruiert das generische Maskulinum das Phänomen „Male as norm“, demgemäß Männer als das „prototypische Muster des Menschlichen“ (Diewald et al. 2020: 14) und Frauen als Abweichung dargestellt und wahrgenommen werden (vgl. Kusterle 2011: 8ff.). Dies lässt sich bereits mit Blick auf die Bildung von weiblichen und männlichen Formen von Wörtern beobachten. Während Maskulina meist den Wortstamm von Personenbezeichnungen bilden, wird die „Abweichung“ „weiblich“ durch einen in-Suffix dargestellt. Bereits hier manifestiert sich also ein erster Faktor in der deutschen Sprache, der das Verständnis von Mann als Norm und Frau als Abweichung festigt.

Dadurch, dass männliche Formen meist kürzer als ihre weiblichen Movierungen sind, liegt das Argument nahe, dass die männliche Form lediglich aus ökonomischen Gründen geschlechtsabstrahierend benutzt wird. Allerdings heißt es schon im Römischen: „Maior dignitas est in sexu virili“ (Düll 1960: 95; zitiert nach Diewald et al. 2020: 17), also „die größere Würde ist im männlichen Geschlecht“. Historisch betrachtet ist es dementsprechend naheliegend, dass das generische Maskulinum nicht aufgrund seiner Ökonomie ein Maskulinum und kein Femininum ist, sondern auf dem patriarchalen Verständnis des Mannes / des Männlichen als privilegiertes und würdiges Geschlecht basiert. „Die Maskulinformen eignen sich für den allgemeinen Gebrauch, gerade weil sie spezifisch männlich sind“, schlussfolgern Diewald et al. (2020: 17). Auch Kotthoff und Nübling sehen im Anbetracht des Vertretungsanspruchs des Mannes für Menschen jeglichen Geschlechts in den letzten Jahrhunderten keinen „unschuldigen Urzustand, in dem das generische Maskulinum je geschlechtsübergreifend war“ (ebd. 2018: 116).

4.3 Folgen des generischen Maskulinums

Es ist davon auszugehen, dass Männer auch jenseits von Sprache oftmals als Norm verstanden werden. Schließlich kommt es auch in Ländern zu patriarchalen Strukturen, in denen keine genusbasierte Sprache gesprochen wird (bspw. Türkei oder England). Nichtsdestotrotz ist mit Blick auf den linguistischen Konstruktivismus davon auszugehen, dass das generische Maskulinum diese patriarchalen Strukturen fördert und manifestiert. Schließlich hat der Sprachgebrauch einen Einfluss auf die Wahrnehmung und das Denken, wodurch ein Sprachgebrauch, der Frauen und nicht binäre Personen nicht benennt, zu einer dementsprechenden Konstruktion der Wirklichkeit beiträgt. Auch Sprache fördert somit Doing Gender. So weist beispielsweise eine Studie von Prewitt-Freilino et al. darauf hin, dass der Gender Pay Gap anhand der Repräsentation von Frauen in Sprache im jeweiligen Land vorausgesagt werden kann. Länder mit einer genusbasierten Sprache zeigten mehr Ungleichheiten bei der Zahlung von Frauen und Männern als Länder, in denen die Sprachen ohne Genus auskommen. (Vgl. Prewitt-Freilino et al. 2012)

„Nicht jedes Mal, wenn das generische Maskulinum verwendet wird, wird automatisch das Patriarchat zementiert. Wenn das aber den ganzen Tag regelmäßig passiert, dann verfestigt es eine bestimmte Denkweise, bei der Frauen im besten Fall mitgedacht sind. Frauen müssen aber nicht mitgedacht, sondern gleichwertig gedacht werden“,

unterstreicht auch Reimann (2020: 290). Somit bedingt das generische Maskulinum frauenbenachteiligende Genderkonzepte basierend darauf, dass Frauen nicht die gleiche Chance haben, abgebildet und identifiziert zu werden. Sofern Sprache Frauen nicht sichtbar macht, fühlen sich diese in vielen Situationen nicht angesprochen und werden gedanklich seltener miteinbezogen als Männer. Passend dazu zeigt eine Studie von Stout und Dasgupte, dass Frauen in Jobinterviews weniger motiviert waren und sich weniger qualifiziert für den Job gefühlt haben, wenn die Ausschreibung im generischen Maskulinum formuliert war (vgl. Stout/Dasgupta 2011). Viele weitere Studien kommen zu demselben oder ähnlichen Ergebnissen (vgl. Bern/Bern 1973; Horvath/Sczesny 2015; Vervecken et al. 2013; Vervecken/Hannover 2015). In diesem Beispiel der Jobausschreibung kann das generische Maskulinum also dabei mitwirken, breitflächig männlich besetzte Jobbereiche beizubehalten und somit Frauen von einflussreichen Positionen fernzuhalten. Wie mehrere Studien zeigen, wurde beispielsweise in den 1990ern bei der Suche nach Führungskräften meist das generische Maskulinum verwendet¹⁷ (vgl. Kusterle 2011: 20), was basierend auf den oben genannten Studien ein Einflussfaktor darauf gewesen sein kann, dass 2021 nur 28,6 Prozent aller Führungspositionen in Deutschland weiblich besetzt waren (vgl. Statistisches Bundesamt 2022)¹⁸. Somit hat das generische Maskulinum einen wesentlichen Einfluss auf die Manifestation der vorherrschenden Geschlechterverhältnisse.

¹⁷ Bei stereotypischen weiblichen Berufen wurde wiederum meist auf eine neutrale Form zurückgegriffen.

¹⁸ Dabei berücksichtigt werden sollten natürlich aber auch andere Faktoren wie Kinderbetreuung, mangelnde Förderung von Frauen in Unternehmen oder ein anderes Karriereverständnis. Sprache ist in diesem Beispiel dementsprechend nicht als alleiniger Faktor zu betrachten, sondern als einer von vielen ineinandergreifenden Faktoren.

5 Journalismus als Hersteller von Öffentlichkeit

In den letzten Kapiteln sollte deutlich geworden sein, dass die Relevanz von gendergerechter Sprache weit über den Geltungsbereich von journalistischen Angeboten hinaus geht. Die Diskussion über Neutralisierungsformen, Gendersterne und Co. bezieht sich schließlich nicht nur darauf, ob in Fernsehen, Radio und Presse Alternativformen zum generischen Maskulinum genutzt werden sollen, sondern thematisiert auch ihren Gebrauch in anderen Bereichen wie Bildung (vgl. bspw. Jahn 2022), Politik (vgl. bspw. Kranich 2021) oder im allgemeinen Sprachgebrauch (vgl. bspw. Landeszentrale für politische Bildung 2022). In diesem Kapitel soll dargestellt werden, warum eine gendergerechte Sprache allerdings gerade in journalistischen Angeboten eine große Rolle spielt, indem auf die Relevanz von Journalismus in einer demokratischen Gesellschaft eingegangen wird. Somit wird eine Grundlage für den weiteren Verlauf dieser Bachelorarbeit geschaffen und begründet, warum ein expliziter Fokus auf gendergerechter Sprache im Journalismus relevant ist.

5.1 Eigenschaften und Funktion von Journalismus

Um im weiteren Verlauf zu untersuchen, warum gerade im Journalismus eine gendergerechte Sprache wirksam wäre, empfiehlt es sich zunächst, den Begriff deutlich von seinen Nachbardisziplinen wie Unterhaltungsprogrammen im Fernsehen oder Radio abzugrenzen. Vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Definitionen von Journalismus wird allerdings schnell deutlich, dass es kompliziert ist, den Begriff klar zu definieren und eine deutliche Trennlinie zu benachbarten Disziplinen zu ziehen.

Bereits ein Blick in etablierte Wörterbücher zeigt, wie schwer sich eine prägnante und gute Definition von Journalismus finden lässt. So beschreibt der Duden den Journalismus als „Zeitungs-, Pressewesen“¹⁹, als „Tätigkeit von Journalist(inn)en“ sowie als „charakteristische Art der Zeitungsberichterstattung; für Journalist(inn)en typischer Schreibstil“ (Duden o.J. a). Auch Brinkmann sieht die exakte Definition von „Journalismus“ als schwierig an und beschreibt die Problematik, dass in Praxis und Wissenschaft teilweise unterschiedliche Blickwinkel auf den Begriff koexistieren. So nehme die Praxis meist auf das journalistische Handeln und die damit verbundenen Arbeitsweisen sowie daraus resultierende journalistische Produkte Bezug, während von wissenschaftlicher Seite die Ziele, Aufgaben und Funktionen des Journalismus im Mittelpunkt stehen würden. (Vgl. Brinkmann 2021: 21) Passend dazu teilt auch Weßler den Journalismus zur klareren Definition in die folgenden drei Ebenen auf (vgl. ebd. 2002: 26):

- Mikroebene: Journalistisches Handeln
- Mesoebene: Organisationen und ihre Beziehungen

¹⁹ Dass es über Zeitungen und Presse hinaus allerdings noch viele weitere Formen von Journalismus gibt (beispielsweise journalistische Beiträge für Radio oder Fernsehen) wird hierbei nicht berücksichtigt.

- Makroebene: Journalismus und Gesellschaft

5.1.1 Mikroebene: Journalistisches Handeln

Wie bereits im Dudeneintrag deutlich wird, zeichnet sich ein wichtiger Teil des Verständnisses von Journalismus dadurch aus, was Journalist*innen in ihrem Arbeitsalltag tun. „Die erste Perspektive der Wissenschaft auf den Journalismus setzt auf der Ebene einzelner Personen an, die handeln“, beschreibt Weßler (2002: 27) diesen handlungsorientierten Ansatz. Dabei liege der Fokus auf Journalist*innen in ihrer beruflichen Rolle und auf ihren miteinander gehenden Aufgaben. Darunter fallen nach Weßler routinisierte Handlungsabläufe wie die Auswahl von berichtenswerten Ereignissen, die dazugehörige Recherche, das Verfassen einer Nachricht sowie der Umgang mit Personen im Arbeitskontext (beispielsweise Informant*innen, Kolleg*innen oder Rezipient*innen). (Vgl. Weßler 2002: 27f.) Auch Bucher definiert Journalismus über die „Gesamtheit der Tätigkeiten von Journalisten“ (Bucher 1998: 729). Darunter sieht er Aufgaben wie Sammlung, Prüfung, Auswahl, Verarbeitung und Verbreitung, Kommentare und Unterhaltung (vgl. ebd.).

Mehr ins Detail dazu geht die Studie „Journalismus in Deutschland“. Sie zeigt, dass sich Journalist*innen als neutrale Vermittler*innen und Informationsdienstleistende verstehen. Sie definieren ihren eigenen Beruf demnach aus einem praxisbezogenen Blickwinkel und sehen ihn als eine Form der neutralen, präzisen, schnellen und realitätsgetreuen Informationsweitergabe (vgl. Weischenberg et al. 2006). „Journalistinnen und Journalisten haben die Aufgabe, Sachverhalte oder Vorgänge öffentlich zu machen, deren Kenntnis für die Gesellschaft von allgemeiner, politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Bedeutung ist“, schreibt der deutsche Journalisten-Verband (2017: 2) über den Aufgabenbereich von Journalismus und definiert damit über die oben genannte Studie hinaus Themengebiete, die im Journalismus abgedeckt werden.

Die Darstellung und Verbreitung von Informationen für die Öffentlichkeit ist in unterschiedlichen Mediengattungen möglich. So übermittelt die Presse ihre Informationen optisch durch Text, das Radio akustisch durch Gesprochenes und das Fernsehen optisch und akustisch durch Bilder und Gesprochenes (vgl. Burger 2005: 65). Im Internet kann eine Mischung all dieser Formen beobachtet werden.

Grundsätzlich lässt sich im Journalismus zwischen mehreren Genres mit unterschiedlichen Zielen unterscheiden, was es schwierig macht, eine konkrete Richtlinie für qualitativ hochwertigen Journalismus festzulegen. Brinkmann definiert beispielsweise die fünf Genres Informations- oder Nachrichtenjournalismus, Interpretativer Journalismus, investigativer Journalismus, New Journalism und Boulevardjournalismus. „Für einen Nachrichtenredakteur kann guter Journalismus unter Umständen etwas anderes bedeuten als für den Boulevardreporter oder den investigativen Rechercheur“, hebt er hervor (Brinkmann 2021: 95). Während sich Journalist*innen im Bereich des Informations- oder Nachrichtenjournalismus zu einer objektiven Berichterstattung verpflichtet fühlen und somit die Qualität ihrer Arbeit unter anderem danach beurteilen würden, wie wahrheitsgemäß sie Informationen vermitteln, sähen sich Journalist*innen in der Boulevardpresse eher in der Aufgabe, möglichst emotional über dasselbe Themengebiet zu berichten, um so die Aufmerksamkeit der Rezipient*innen zu erreichen. (Vgl. Brinkmann 2021: 89f.)

Auch innerhalb eines Genres erschweren die unterschiedlichen Darstellungsformen wie Nachricht, Beitrag, Kommentar, Interview oder Reportage eine einheitliche Definition von journalistischer Qualität²⁰. Beispielsweise müsse nach Theile eine journalistische Nachricht zwingend die Kriterien der Objektivität erfüllen, während in einem Bericht „die Handschrift des Autors zumindest eher mal durchscheinen“ dürfe (Theile 2009: 196). Während eine Nachricht kurz und knapp formuliert sein solle, sei es gerade in einer Reportage notwendig, weiter auszuholen, um den Rezipient*innen einen Zugang zu anderen Lebenswelten zu ermöglichen. (Vgl. Theile 2009: 196ff.) „Die Frage nach journalistischer Qualität ist also zunächst die Frage nach dem kleinsten gemeinsamen Nenner in einem heterogenen Berufs- und Handlungsfeld, in dem viele, kaum vergleichbare journalistische Produkte entstehen“, schlussfolgert Brinkmann (2021: 95). Basierend auf dieser Herangehensweise definiert sie die folgenden Qualitätskriterien, um „guten“ von „schlechtem“ Journalismus zu unterscheiden (vgl. Brinkmann 2021: 96f.):

- Richtigkeit (Die Fakten müssen stimmen)
- Relevanz (Die Informationen müssen für die Zielgruppe wichtig sein)
- Transparenz (Die journalistische Recherche und Darstellung muss nachvollziehbar sein)
- Ausgewogenheit (Alle Meinungen müssen gehört werden)
- Vielfältigkeit (Die Themen, Inhalte und Perspektiven müssen plural sein)
- Aktualität (Die Themen und Inhalte müssen neu sein oder zumindest neue Aspekte und Entwicklungen enthalten)
- Verständlichkeit (Die transportierten Zusammenhänge müssen vom Publikum verstanden werden)
- Rechtmäßigkeit (Form und Inhalt müssen im Einklang mit den medienrechtlichen Grundlagen stehen)

In Bezug auf den Einfluss von gendergerechter Sprache auf die Qualität journalistischer Produkte sind von diesen Kriterien vor allem die Richtigkeit sowie die Verständlichkeit von hoher Relevanz. So kann die Vermeidung des generischen Maskulinums zu einem realitätsgetreueren Abbild führen, indem deutlicher wird, auf welches Geschlecht Personen- und Gruppenbezeichnungen referieren. Zudem kann sich gendergerechte Sprache allerdings auch negativ auf die Verständlichkeit von Sprache auswirken²¹.

5.1.2 Mesoebene: Organisationen und ihre Beziehungen

Mit der Mesoebene beschreibt Weßler einen Blickwinkel, der Journalismus als das ansieht, „was in und zwischen Organisationen geschieht, die sich auf den Journalismus spezialisiert haben“ (Weßler 2002: 28). Damit bezieht sich diese Ebene nicht auf die Einzelpersonen, die im Journalismus agieren, sondern blickt auf die Strukturen der Organisationen, in denen das Handeln der Journalist*innen eingebettet ist. Weßler nimmt hiermit beispielsweise Bezug auf

²⁰ Für eine Übersicht der unterschiedlichen Darstellungsformen im Journalismus siehe bspw. Burkhardt (vgl. ebd. 2009).

²¹ Mehr dazu in Kapitel 6 und 7.

Hierarchien oder Entscheidungswege in einem Unternehmen, das journalistische Inhalte produziert.

Auch Burger spricht diesem Teil von Journalismus einen entscheidenden Einfluss zu. So sei wegen der zugrundeliegenden organisationalen Strukturen selten zu erkennen, wer Kommunikator*in einer Nachricht sei. Die Journalist*innen würden durch ihr journalistisches Handeln zwar den Inhalt schaffen, doch seien sie gleichermaßen in vielfältiger Weise institutionell eingebunden und in ihrer Autonomie eingeschränkt. Journalist*innen seien in der Regel Mitglied einer Redaktion und damit deren internen Normen unterworfen. (Vgl. Burger 2005: 3f.) So beeinflusst beispielsweise das finanzielle Interesse der Redaktion die Auswahl und Darstellung von Informationen, da sie schlussendlich in der Regel von der Finanzierung ihrer Rezipient*innen und Werbepartner*innen abhängig ist. Wessen Beiträge das Publikum nicht überzeugen, der*die verkauft auf längere Sicht weniger und verliert zudem Werbepartner*innen. Selbst finanziell unabhängiger öffentlich-rechtliche Sender dürfen in ihrer Aufgabe „der Gewährleistung freier individueller und öffentlicher Meinungsbildung“ (Art. 5 Abs. 1 GG) nicht das Rezeptionsverhalten ihres Publikums aus den Augen verlieren. „Der Kommunikator ist also [...] nicht ein Individuum, dessen Meinungen in den Texten erscheinen und dessen Individualstil man beschreiben könnte, sondern im Prinzip ein austauschbarer Texter, der Artikel nach festen Mustern und Spielregeln abfasst, dies auch dann, wenn er seinen Namen unter den Artikel setzt“, fasst Burger (2005: 3f.) die Relevanz dieser zweiten Ebene zusammen.

Auf der Mesoebene lässt sich außerdem die Beziehung von Medien als solche und Journalismus als Teilsystem beschreiben. „Sehr häufig steht der Medienbegriff stellvertretend für Journalismus, oder umgekehrt der Journalismus für Medien“, kritisieren Altmeyen et al. (2016: 603). Das Verhältnis von Journalismus und Medien lasse sich korrekterweise aber als das von Verkäufer*in und Käufer*in verstehen (vgl. Altmeyen 2006²²). Auch wenn die Begriffe „Journalismus“ und „Medien“ also getrennt voneinander zu betrachten sind, ist es dennoch wichtig, die Funktionsweise von (Massen)Medien zu darzulegen, um Journalismus in seiner ganzen Breite zu verstehen. Schließlich ermöglichen erst mediale Kanäle wie Zeitungen, Fernsehen, Radio oder Internet die Vermittlung von Informationen.

Grundsätzlich lassen sich nach Burger Medien als „Vermittler“²³ (ebd. 2005: 2) von Kommunikation definieren. In Bezug zu Journalismus bedeutet das, passend zu den oben angeführten Überlegungen von Altmeyen, dass Massenmedien es ermöglichen, die journalistisch produzierten Inhalte an eine breite Masse auszuspielen. Massenmedien würden dabei allerdings über die technische Vermittlung hinaus auch zur Speicherung von Kommunikation dienen. „Dass ein Medium weit mehr ist als ein technisches Mittel zur Informationsvermittlung, dass das Medium die Umwelt des Menschen, die Gesellschaft im weitesten Sinn beeinflusst, wird in der Geschichte der Medien augenfällig“, beschreibt auch Burger (2005: 2) Medien über die technisierte Betrachtungsweise hinaus. Ähnlich schreiben auch Kunczik und Zipfel:

²² Wobei Altmeyen „(Ver)Käufer*in“ allerdings nicht gendert.

²³ Im Rahmen dieser Bachelorarbeit wäre allerdings wohl eher die Bezeichnung „Vermittler*innen“ angebracht.

„Im Massenkommunikationsprozeß werden Inhalte, die im überwiegenden Maße für den kurzfristigen Verbrauch bestimmt sind [...], in formalen Organisationen mittels hochentwickelter Technologien hergestellt und mit Hilfe verschiedener Techniken (Medien) zumindest potenziell gleichzeitig einer Vielzahl von Menschen (dispersed Publikum), die für den Kommunikator anonym sind, öffentlich, d. h. ohne Zugangsbegrenzung, [...] mit einer gewissen Periodizität der Erzeugung kontinuierlich angeboten.“ (Kunczik/Zipfel 2005: 50)

Somit verbinden Kunczik und Zipfel das Verständnis von Medien als technische Mittel mit ihrer Funktion, eine Vielzahl von dispersen Menschen gleichzeitig zu erreichen, wodurch erst Massenmedien es Journalist*innen ermöglichen, Informationen an eine räumlich und zeitlich verstreute Vielzahl an Personen zu verbreiten.

5.1.3 Makroebene: Journalismus und Gesellschaft

Auf der dritten und letzten Ebene beschreibt Weißler den Journalismus als Teilsystem der Gesellschaft (vgl. Weißler 2002: 29). Gerade diese Ebene ist entscheidend, wenn es darum geht, zu erklären, warum eine gendergerechte Sprache besonders in journalistischen Angeboten eine so große Relevanz hat. Mit dem Blick auf die Funktion, die Journalismus in einer demokratischen Gesellschaft erfüllt, zeigt sich trennscharf, wo der Unterschied zwischen journalistischen und anderen medialen Angeboten liegt. Ein grundlegender Unterschied ist, wie bereits oben beschrieben, dabei zu beobachten, dass Journalismus den Anspruch hat, aktuelle Themen und Fakten aus verschiedenen Systemen der Umwelt für die Gesellschaft zu produzieren und wahrheitsgemäße Informationen zu vermitteln, während es in anderen Produkten für Massenmedien in der Regel um Fiktion geht (vgl. Weißler 2002: 29).

Journalist*innen haben demnach die Aufgabe, der breiten Gesellschaft einen Gesamtüberblick über relevante Ereignisse zu verschaffen. „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien“, beschreibt Luhmann (2017: 9) diese Herstellung von Öffentlichkeit. Mit seiner Systemtheorie wird die Funktion, die Journalismus in einer Gesellschaft einnimmt, besonders deutlich. Er schreibt Massenmedien (und damit insbesondere Journalismus) die Funktion der Selbstbeobachtung der Gesellschaft zu, die zwischen deren Teilsystemen (beispielsweise Politik, Wirtschaft, Einzelpersonen etc.) vermittele (vgl. Luhmann 2017). Deutlich wird dies an einem Beispiel: Die dauernd wechselnden Coronamaßnahmen in den letzten Jahren hätten nicht von der breiten Gesellschaft umgesetzt werden können, wenn es keine Institution wie den Journalismus gegeben hätte, die zwischen den politischen Entscheidungsträger*innen und der Bevölkerung vermittelt hätte. Die Informationen kamen erst durch die Weitergabe mittels journalistischer Angebote ins Bewusstsein der breiten Bevölkerung.

Journalismus trägt demnach zur Herstellung von Öffentlichkeit bei (vgl. Renner o.J.: 4f.). Diese Leistung sei in einer demokratischen Gesellschaft notwendig, damit alle Bürger*innen kompetent an gesellschaftlichen Prozessen mitwirken und mitentscheiden können (vgl. Blöbaum 2016: 125). „Nicht in der Wissensvermittlung, sondern in der narrativen Herstellung eines gemeinsamen kulturellen Verständnisses [Öffentlichkeit] besteht die zentrale gesellschaftliche Funktion von Journalismus“, konkretisieren es Klaus und Lüneborg (2002: 104). Journalismus liefere Diskursbausteine zur Auseinandersetzung mit Wirklichkeit, er rege Unterhaltungen an und trage dadurch zur Selbstverständigung der Gesellschaft bei (vgl. ebd. 2002: 105).

Durch Aktualisierung und Selektion reduziert Journalismus die Bandbreite an Themen, die parallel in einer Gesellschaft ablaufen, und schafft somit eine gemeinsamen Themen- und Wissensbasis. Durch dieses Bündeln von Aufmerksamkeit auf konkrete Inhalte schafft er Öffentlichkeit und somit soziale Orientierung.

„Da es nicht möglich ist, die Totalität und Komplexität der historischen, gesellschaftlichen und globalen Ereignisse exakt abzubilden, muss diese Komplexität reduziert werden, muss ausgewählt werden, muss eine Agenda von (Medien-) Themen erstellt werden“,

beschreibt Lucht (2006: 122) diesen Selektionsprozess und die miteinhergehende Rolle von Journalismus in der Herstellung von Öffentlichkeit. Deutlicher werden diese Überlegungen mit Blick auf den Agenda-Setting-Ansatz. Er besagt, dass die Medienberichterstattung als Gatekeeperin darüber bestimmt, welche Themen von der Gesellschaft als relevant oder weniger relevant angenommen werden²⁴. Steigt die Berichterstattung über ein Thema (Medienagenda), so steigt auch die Zahl der Personen, die ebendieses Thema für wichtig erachten (Publikumsagenda). (Vgl. Maurer 2016: 419)²⁵ „The press [...] may not be successful much of the time in telling people what to think, but it is stunningly successful in telling its readers what to think about“, brachte es Cohen bereits 1963 auf den Punkt (ebd.: 13). Eine Studie McCombs und Shaws bestätigt dessen These (vgl. McCombs/Shaw 1972). Sie zeigten, dass im Wahlkampf 1968 zur amerikanischen Präsidentschaftswahl vor allem die Themen als relevant angesehen wurden, die am häufigsten in Nachrichtenmagazinen und Fernsehnachrichten thematisiert wurden. Hinter dieser Überlegung stecken nach Maurer drei implizite Grundannahmen, die auch für den weiteren Verlauf dieser Bachelorarbeit relevant sind, da sie vereinfacht darstellen, welchen Einfluss journalistische Angebote auf die Wirklichkeitswahrnehmung der Rezipient*innen haben (vgl. Maurer 2010: 12ff.):

1. Menschen informieren sich über politische Themen vor allem über die Massenmedien. Würden sie vermehrt andere Quellen wie Wahlprogramme heranziehen, würde die Häufigkeit der von journalistischen Angeboten aufgegriffenen Wahlkampfthemen nicht so eindeutig mit der Relevanz, die sie für Rezipient*innen spielen, korrelieren.
2. Rezipient*innen lernen politische Informationen aus den Massenmedien, weil diese ihnen dabei helfen, sich im Leben besser zurechtzufinden. Damit dienen journalistische Angebote als Grundlage für Gespräche mit anderen Personen über aktuelle Themen.
3. Rezipient*innen können ihre Aufmerksamkeit nur einer begrenzten Anzahl von Themen gleichzeitig widmen. „Weil die menschlichen Fähigkeiten zur Aufnahme,

²⁴ Dieses Agenda-Setting wird heutzutage allerdings nicht mehr alleine von Journalismus übernommen. In Zeiten von Social Media spielen hier auch andere Meinungsträger*innen eine wichtige Rolle. Nichtsdestotrotz ist davon auszugehen, dass Journalismus in seiner Aufgabe als realitätsgetreuer Informationsvermittler nach wie vor einen großen Einfluss darauf hat, welche Themen von der Gesellschaft als relevant angesehen werden.

²⁵ Dies entspricht einer sehr vereinfachten Form des Agenda-Setting-Ansatzes. Berücksichtigt werden muss im Allgemeinen auch, dass nicht nur die Medien- die Publikumsagenda beeinflusst, sondern dass dies wechselseitig geschieht. Darüber hinaus haben auch weitere Aspekte einen Einfluss auf das sogenannte Agenda-Building. Für diese Bachelorarbeit ist allerdings vor allem die erste beschriebene Wirkrichtungsrichtung besonders relevant, weswegen nicht weiter darauf eingegangen wird. Für tiefergehende Informationen zum Agenda-Setting siehe Maurer (vgl. ebd. 2016).

Verarbeitung und Erinnerung an Informationen begrenzt sind, machen sie sich vor allem über die Themen Gedanken, die ihnen kognitiv leicht zugänglich sind.“ (Maurer 2016: 421). Diese leichte Zugänglichkeit ermöglichen journalistische Angebote durch die Selektion und Aufbereitung von Themen.

Maurers Überlegungen lassen darauf schließen, dass journalistische Angebote auch über politische Themen hinaus einen wesentlichen aktiven Einfluss auf die Wirklichkeitswahrnehmung ihrer Rezipient*innen haben. So sieht Weber Medien grundsätzlich als „keine ‚Mittler‘, keine ‚Vermittler‘ und auch keine ‚Transportteure‘ von Wirklichkeit, sondern Konstrukteure, Generatoren und ‚Agenzien‘ für Wirklichkeit“ (Weber 2002: 81, Hervorhebungen aus dem Original übernommen). Insbesondere journalistische Angebote prägen durch ihre Reichweite, Einflusskraft und gesellschaftliche Funktion als Hersteller von Öffentlichkeit die gesellschaftliche Wahrnehmung von Wirklichkeit.

„Journalismus recherchiert, selektiert und präsentiert Themen, die neu, faktisch und relevant sind. Er stellt Öffentlichkeit her, indem er die Gesellschaft beobachtet, diese Beobachtung über periodische Medien einem Massenpublikum zur Verfügung stellt und dadurch eine gemeinsame Wirklichkeit konstruiert. Diese konstruierte Wirklichkeit bietet Orientierung in einer komplexen Welt“,

fasst es Meier (2007: 13) zusammen und verdeutlicht damit, welchen essenziellen Bestandteil Journalismus in unserem gesellschaftlichen System einnimmt.

5.2 Relevanz von gendergerechter Sprache im Journalismus

Egal ob gesprochen oder geschrieben, in Print, Radio, Fernsehen oder Online und egal in welcher Darstellungsform – Sprache ist eine wesentliche Grundlage von journalistischen Angeboten. Schon dadurch wird deutlich, warum die Diskussion über gendergerechte Sprache nicht am Journalismus vorbeigeht. Mit der Sprache als Mittel zur Darstellung von Informationen und damit auch als wichtigstes Werkzeug von Journalist*innen ist es unausweichlich, ihren Beitrag zur Wirklichkeitskonstruktion mitzuberücksichtigen. In Anbetracht der gesellschaftlichen Funktion von Journalismus in der Herstellung von Wirklichkeit hat eine gendergerechte Sprache umso mehr Relevanz. Mit Blick auf den Konstruktivismus ist es auch in journalistischen Angeboten nicht vollends möglich, eine objektive, von Beobachter*innen unabhängige Wirklichkeit abzubilden. Daher ist nicht davon auszugehen, dass journalistische Angebote detailgetreu „die eine Wahrheit“ darstellen, auch wenn es als Ziel von Journalist*innen gelten sollte, Informationen möglichst neutral, präzise und realitätsgetreu wiederzugeben. Durch die Auswahl des Themas, die Selektion der zu übermittelnden Informationen sowie die Darstellungsform schaffen Journalist*innen für ihre Rezipient*innen immer einen Ausschnitt der Wirklichkeit und haben darüber hinaus nicht die Möglichkeit, ihr Publikum ungefiltert an dieser teilhaben zu lassen. Das wird allein schon deutlich, wenn man noch einmal auf die Funktion von Sprache bei der Wirklichkeitskonstruktion schaut. Schon mit einer leicht abgeänderten Wortwahl schaffen Journalist*innen gegebenenfalls eine andere Vorstellung in den Köpfen der Rezipient*innen. Wie bereits im vierten Kapitel beschrieben, führt das generische Maskulinum mit hoher Wahrscheinlichkeit zu einem höheren gedanklichen Miteinbezug von Männern und resultiert damit einhergehend

in einer Reduktion des gedanklichen Einbezugs von Frauen oder nicht binären Personen. Dadurch ist die bisher gängige Verwendung des generischen Maskulinums in journalistischen Angeboten als problematisch bzw. journalistisch dysfunktional anzusehen, da sie deren Anspruch entgegensteht, die Wirklichkeit möglichst adäquat abzubilden (vgl. Blake/Klimmt 2010: 291).

Wenn die Augsburgs Allgemeine also schreibt „Nun sind alle Nobelpreisträger 2022 gekürt“, dann entsteht basierend auf den bereits angeführten Studien überwiegend ein Bild von männlichen Preisträgern. Somit kann bereits die Sprachwahl in dieser einen Titelzeile einen Einfluss auf die Wirklichkeitswahrnehmung der Rezipient*innen haben. Die durch Massenmedien gegebene Möglichkeit, nicht nur einen kleinen Kreis an Personen, sondern ein disperses Publikum zu erreichen, steigert die Reichweite und somit die Einflussnahme, die diese Wirklichkeitsdarstellung nehmen kann. Dazu kommt, dass journalistische Angebote anders als in der alltäglich gesprochenen Sprache in der Regel immer wieder abgerufen werden, da sie, wie oben von Burger beschrieben, auch die Speicherung von Kommunikation ermöglichen. Somit manifestiert sich bei der Nutzung des generischen Maskulinums auch langfristig die gedankliche Ausklammerung von Personen, die sich nicht als Männer identifizieren.

„Nachrichtenmedien, die sich des generischen Maskulinums bedienen, wird deshalb auch vorgeworfen, die existierenden gesellschaftlichen Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern zu zementieren, da sie die Entwicklung eines stärkeren sprachlich vermittelten Bewusstseins für die gesellschaftlichen Beiträge von Frauen verhindern“,

schreiben so beispielsweise auch Blake/Klimmt (2010: 290) mit Fokus auf nachrichtliche journalistische Angebote.

Mit der bereits beschriebenen Rolle von Journalismus, Öffentlichkeit herzustellen, zeigt sich ein weiterer Aspekt, der die hohe Relevanz für gendergerechter Sprache im Journalismus hervorhebt. Frauen und nicht binäre Personen als Teil der Öffentlichkeit werden nur dann mit Sicherheit berücksichtigt, wenn sie sprachlich mitgenannt werden. Dass es massive Auswirkungen haben kann, wenn diese nicht von der Öffentlichkeit mitgedacht werden, zeigt beispielsweise eine britische Studie, die Daten von über 70.000 Krankenhauspatient*innen ausgewertet hat (vgl. Nutbeam et al. 2022). Hierbei zeigt sich, dass Frauen bei Autounfällen deutlich wahrscheinlicher in ein Unfallfahrzeug eingeklemmt werden als Männer. Eine Studie der amerikanischen Fahrsicherheitsbehörde NHTSA von 2013 ergab zudem, dass bei Frauen, die in einen Autounfall verwickelt waren, eine um 17 Prozent höhere Todeswahrscheinlichkeit eintrat als bei Männern (vgl. National Highway Traffic Safety Administration 2022: 1). Zurückzuführen sei dies laut den Autor*innen der Studie darauf, dass bei den Crashtest in der Regel keine oder wenig anatomisch weiblich gebauten Crashtest-Dummys zum Einsatz kommen. Zwar ist der Unterschied der Sterberate zwischen Männern und Frauen inzwischen deutlich zurückgegangen (vgl. National Highway Traffic Safety Administration 2022: 34), doch trotzdem verdeutlicht dieses Beispiel, welche drastischen Auswirkungen es haben kann, wenn Frauen (und auch nicht binäre Personen) nicht von der Öffentlichkeit mitgedacht werden. Gerade Journalismus könnte hierbei in seiner Funktion als Hersteller von Öffentlichkeit entgegenwirken. Eine deutliche Benennung von Frauen und nicht binären Personen in journalistischen Angeboten könnte ihren gedanklichen Miteinbezug

fördern und Auswirkungen wie die oben beschriebenen minimieren. Die konkrete Benennung von Frauen und nicht binären Personen in der von Journalist*innen produzierten Öffentlichkeit hat damit einen wesentlichen Einfluss darauf, dass auch Einzelpersonen und Institutionen diese in ihrem Alltag mitberücksichtigen.

6 Anforderungen an journalistische Sprache

Inzwischen sollte deutlich geworden sein, welche Relevanz eine gendergerechte Sprache im Journalismus einnimmt. Trotzdem sucht man in vielen journalistischen Angeboten vergebens nach Alternativformen zum generischen Maskulinum – und das, obwohl die Diskussion um gendergerechte Sprache schon seit Jahren in Medienunternehmen angekommen ist. So kommunizierte beispielsweise der Südwestrundfunk bereits 2006 die Relevanz von Geschlechtergerechtigkeit an seine Mitarbeitenden und lieferte Tipps für ein gendergerechtes Formulieren (vgl. ebd.). Und trotzdem: liest, hört oder schaut man aktuelle Beiträge des SWR, so stößt man nach wie vor schnell auf generische Maskulina (vgl. bspw. Südwestrundfunk 2023).

6.1 Rezeption von gendergerechten Beiträgen

Trotz ihrer inzwischen wissenschaftlich bewiesenen Relevanz, scheint die gendergerechte Sprache folglich noch nicht im Journalismus und der breiten Gesellschaft angekommen zu sein. Das wird bereits in Anbetracht der aktuellen Debatte zum Gendern deutlich, in der der „Schluss mit dem Gender-Unfug“ (Verein Deutsche Sprache 2019) gefordert und sich über komplizierte, grammatikalisch inkorrekte und ästhetisch unschöne Alternativformen zum generischen Maskulinum beschwert wird. Nach einer Studie des Westdeutschen Rundfunks spielt gendergerechte Sprache für zwei Drittel der Befragten keine große Rolle in ihrem Sprachgebrauch. Nur 16 Prozent schätzen gendergerechte Sprache als sehr wichtig ein. Zudem befürworten nur 41 Prozent der Befragten eine gendergerechte Sprache in Zeitungen, Internet, Apps, Radio, Fernsehen und Podcasts. Folglich lehnt es mehr als die Hälfte ab, wenn in journalistischen Angeboten gegendert wird. (Vgl. WDR 2023) Eine Studie des ZDF Politikbarometers kommt zu ähnlichen Ergebnissen. Hierbei ergibt sich, dass fast 75 Prozent aller Befragten es nicht für wichtig halten, dass Medien auf eine gendergerechte Sprache achten. Lediglich sechs Prozent geben hierbei an, eine gendergerechte Sprache in den Medien sei ihnen sehr wichtig, 20 Prozent halten sie für wichtig. (Vgl. ZDF Politikbarometer 2021)

Jöckel et al. untersuchen gezielt die Wahrnehmung von gendergerechten Ansprachen in audiovisuellen journalistischen Angeboten (vgl. Jöckel et al. 2021). Die Zitate, die sie dabei von ihren Proband*innen in ihren Beiträgen mitaufnahmen, zeigen deutlich, wie gespalten die Meinungen zu Alternativformen des generischen Maskulinums sind. So zitieren sie eine Probandin wie folgt:

„Ich persönlich habe das Gendern als positiv und zeitgemäß wahrgenommen, auch wenn man sich natürlich noch daran gewöhnen muss. Da die Sprache jedoch wandelbar ist und man selbst sich ja schnell flexibel anpassen kann, freut es mich eher [...]“. (ebd.: 457)

Eine andere Probandin ist währenddessen nicht überzeugt:

„Ich bin eine Frau und trotzdem nerven mich diese *innen- Formulierungen kolossal. Das ist doch kein flüssiges Deutsch mehr. Es hört sich schrecklich an. Als wenn wir keine anderen Probleme hätten als diese völlig falsch verstandene Gleichberechtigung.“ (ebd.: 457)

Journalist*innen, die gendergerechte Sprache nutzen wollen, müssen also einen Spagat zwischen geeigneten Formulierungen und der Abneigung vieler Rezipient*innen gegen diese schaffen. Denn wie bereits oben beschrieben, ist die Nutzer*innenorientierung ein elementarer Bestandteil journalistischer Arbeit. Um also seiner Aufgabe, Wirklichkeit möglichst realitätsgetreu abzubilden, sowie der Verantwortung, eine Öffentlichkeit herzustellen, in der auch Frauen und nicht binäre Personen berücksichtigt werden, nachzukommen, muss der Journalismus eine Form der gendergerechten Sprache finden, die das generische Maskulinum meidet, ohne dadurch Rezipient*innen abzuschrecken. „Besonders gelungen sind Meldungen immer dann, wenn man selbst gar nicht mehr merkt, dass sie geschlechtergerecht formuliert wurden“, wird entsprechend auch Tanja Köhler, stellvertretende Nachrichtenchefin beim Deutschlandfunk, in einem Artikel zu gendergerechter Sprache zitiert (Köhler im Interview mit Schneider 2020).

6.2 Verständlichkeit als Qualitätsmerkmal journalistischer Sprache

„Die Aufgabe von journalistischer Sprache ist es, Inhalte verständlich zu vermitteln“, schreiben Ahlke und Hinkel (2000: 19). Auch Brinkmann definiert, wie bereits oben beschrieben, Verständlichkeit als wichtiges Qualitätsmerkmal journalistischer Angebote (vgl. ebd. 2021: 96f.) Folglich ist es für den Einbezug von gendergerechter Sprache besonders relevant, dass sie die Verständlichkeit journalistischer Beiträge möglichst nicht beeinflusst. Schließlich seien journalistische Texte „Gebrauchstexte“ (ebd.: 9), deren Ziel es sei, „die Rezeption so einfach wie möglich zu machen“ (ebd.: 44). Ein guter Sprachstil von Texten sei demnach nicht in erster Linie eine Frage von Ästhetik und Individualität, sondern vor allem von Funktionalität, Angemessenheit und Verständlichkeit.

„Besonders für journalistische Texte gilt, dass deren Sprache an der Funktion für die Leser festgemacht wird. Es handelt sich um Gebrauchs- und Alltagstexte, die vergleichsweise schnell aufgenommen werden und deshalb hohe Anforderungen hinsichtlich ihrer Verständlichkeit erfüllen müssen“,

erläutern Ahlke und Hinkel (ebd.: 12). Bereits mit einem Blick auf die oben beschriebene Funktion von Journalismus als Vermittler von Informationen, ist Ahlkes und Hinkels Punkt einleuchtend. Nur, wenn journalistische Sprache verständlich formuliert ist, kann dafür gesorgt werden, dass Informationen richtig bei Rezipient*innen ankommen, und nur so wiederum erfüllt Journalismus seine Funktion in der Herstellung von Öffentlichkeit.

Um in einem späteren Schritt zu schauen, welche Formen von gendergerechter Sprache verständlich beziehungsweise weniger verständlich sind, empfiehlt es sich zunächst, einen genaueren Blick darauf zu werfen, was sich genau hinter dem Begriff „Verständlichkeit“

verbirgt. Dabei besteht allerdings nicht der Anspruch, ein umfassendes Bild aller Verständlichkeitsdimensionen für journalistische Sprache abzubilden, sondern lediglich die Aspekte aufzuzeigen, die im späteren Schritt für die Evaluierung gendergerechter Alternativen relevant sind.

6.2.1 Nutzer*innenorientierte Sprache

Wie bereits oben beschrieben, ist die Nutzer*innenorientierung ein wichtiger Bestandteil von Journalismus. Dies gilt insbesondere für die journalistische Sprache. Da Rezipient*innen in der Regel keine Möglichkeit zur unmittelbaren Rückäußerung haben²⁶, ist es umso wichtiger, dass sie die verwendete Sprache möglichst leicht verstehen, sodass keine Missverständnisse entstehen.

Auf Wortebene bedeutet dies unter anderem, vor allem Wörter und Formulierungen zu verwenden, die den Rezipient*innen bekannt sind, und solche zu erklären, die es nicht sind.

„Aus der Verständlichkeitsforschung ist bekannt, dass Wörter über kognitive Schablonen erkannt werden, über die sogenannten Buchstaben-, Silben- und Wortschemata. Solange das Schriftbild leserlich ist und die Wörter in ihren vertrauten Buchstaben-Silhouetten auftreten, läuft das Lesen weitgehend unbewusst ab“,

schreibt passend dazu Heijnk (2011: 82). Bei diesen subsemantischen Prozessen lesen Rezipient*innen nicht jeden Buchstaben für sich, sondern durchmustern den Text Zeile für Zeile und erfassen ihn in größeren Einheiten wie Silben, Wörter und Wortgruppen. Wenn hierbei Wörter allerdings nicht bekannt sind, gerät dieser subsemantische Prozess ins Stocken. (Vgl. Heijnk 1997: 54ff.) Ungewohnte gendergerechte Formulierungen können demnach den Lesefluss ins Stocken bringen und somit die Lesbarkeit und die wahrgenommene Textästhetik beeinflussen. Auch bei gesprochener Sprache ist davon auszugehen, dass ungewohnte Formulierungen die Rezipient*innen aufhorchen lassen, dadurch ihre passive Informationsaufnahme unterbrechen und gegebenenfalls sogar vom restlichen Inhalt ablenken.

Allerdings ist gerade dieses Erregen von Aufmerksamkeit oft Ziel von gendergerechter Sprache, um so aktiv das Infragestellen der Geschlechternormen herauszufordern. Gleichzeitig gewöhnt man sich nach Heijnk beim subsemantischen Lesen schnell an neue Formulierungen: „Beim nächsten Sichtkontakt mit dem neu gelernten Wort läuft das Lesen dann wieder völlig störungsfrei, weil schon die grafischen Umriss des Wortes ausreichen, um es rasch zu erkennen und ihm die korrekte Bedeutung zuzuweisen.“ (Heijnk 2011: 82) Um den Rezeptionsfluss sowie das Empfinden der Textästhetik nicht mehr als notwendig zu beeinflussen, ist es für die Einbindung von gendergerechter Sprache demnach empfehlenswert, einheitliche gendergerechte Formulierungen zu finden und nicht zwischen unterschiedlichen Arten des Genderns zu wechseln. Wenn beispielsweise einmal „Student*innen“ im Beitrag etabliert wurden, sollten sie auch im Folgenden weiter so benannt und nicht für die Variation mal als „Studierende“ und im nächsten Satz als „Student_innen“ betitelt werden. Auf lange Sicht ist es zudem im Interesse von gendergerechter Sprache, sich redaktions-

²⁶ von journalistischen Angeboten auf Social Media abgesehen

übergreifend auf konkrete Formen des Genderns zu einigen. Dies würde es den Rezipient*innen ermöglichen, sich besser an gendergerechte Sprache zu gewöhnen, anstatt wieder über sie zu stolpern.

Mit Blick auf die aktuellen Diskussionen und die Gegenwehr zu gendergerechter Sprache, geht es unter dem Aspekt der Nutzer*innenorientierung allerdings um mehr als ungewohnte Formulierungen. Wenn beispielsweise Friedrich Merz 2021 wittert:

„Grüne und Grüninnen? Frauofrau statt Mannomann? Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Mutterland? Hähnch*Innen-Filet? Spielplätze für Kinder und Kinderinnen? Wer gibt diesen #Gender-Leuten eigentlich das Recht, einseitig unsere Sprache zu verändern?“,

zeigt sich deutlich, wie aufgeheizt die Diskussion um gendergerechte Sprache inzwischen ist und dass sie sich zu einer ideologischen Debatte entwickelt hat, in der beide Parteien nicht gewillt sind, aufeinander zuzugehen. Somit ist davon auszugehen, dass eine reine Gewöhnung an Alternativformen des generischen Maskulinums nicht ausreicht, um Merz sowie weitere Personen, die gendergerechte Sprache ablehnen, von eben dieser zu überzeugen. Unter dem Aspekt der Nutzer*innenorientierung ist demnach nicht nur zu überprüfen, inwiefern Alternativformen zum generischen Maskulinum den Rezeptionsfluss, sondern auch die subjektive Wahrnehmung des journalistischen Beitrags beeinflussen.

6.2.2 Normgerechte Sprachverwendung

Eine einheitliche Orthografie und Grammatik sind die Grundlage für ein breites gesellschaftliches Verständnis von Sprache. Demnach ist auch Journalismus dazu angehalten, eine normgerechte Sprache zu verwenden, die den orthografischen, lexikalisch-semanticen, grammatischen und stilistischen Normen der deutschen Sprache entspricht. Festgelegt werden diese in Wörterbüchern, Grammatiken und anderen sprachwissenschaftlichen Nachschlagwerken. Gleichzeitig ist zu berücksichtigen, dass Sprache kein abgeschlossenes System ist, sondern sich ständig wandelt. „Soziale Faktoren, die Widerspiegelung ständiger Veränderungen in der außersprachlichen Wirklichkeit und die im sprachlichen System angelegten Möglichkeiten der Variation führen ständig zu Neuerungen“, beschreibt so auch Kempcke (1987: 20; zitiert nach Kurz et al. 2000: 420) den ständigen Sprachwandel. Insbesondere ist auch die Entwicklung einer gendergerechten Sprache noch nicht als abgeschlossen anzusehen, sondern befindet sich gerade im Prozess. So entschied sich der Duden beispielsweise 2021 dafür, vorher als „generisch“ geltende Maskulina zukünftig nur noch als maskuline Personen zu definieren (vgl. Engelbrecht 2021). So wurde ein „Mieter“ als „jemand, der etwas mietet“ zu einer „männliche Person, die etwas gemietet hat“ (Duden o.J. b). Gerade deswegen ist es in Anbetracht der sich immer wechselnden Normen für Journalist*innen nur begrenzt möglich und nötig, sich an festgelegten Sprachnormen bezüglich gendergerechter Sprache zu halten. „Für gendergerechte Sprache gibt es keine Norm, wie beispielsweise in der Rechtschreibung“, schreiben dazu auch Diewald et al. (2020: 12) in ihrem Handbuch für gendergerechte Sprache. Gendern könne daher nicht bedeuten, vorgegebenen Regeln zu folgen, sondern müsse „situationsangemessen, sachangemessen, d. h. inhaltlich korrekt, verständlich und ansprechend den Grundsatz der geschlechtergerechten Sprache in der eigenen Sprachproduktion umsetzen“ (ebd.). Trotzdem führen Kritiker*innen fehlende Normgerechtigkeit oft als Argument gegen

gendergerechte Sprache auf. Um möglichst wenig Angriffsfläche bei der Umsetzung von gendergerechter Sprache zu bieten, soll im Folgenden deswegen auch überprüft werden, welche Formen der gendergerechten Sprache mit den aktuellen Grammatik- und Rechtschreibregeln vereinbar sind.

6.2.3 Frei zugängliche Sprache

Als Teilsystem unserer Gesellschaft sollten journalistische Angebote grundsätzlich für alle Personen rezipierbar sein. Das gilt insbesondere für Personen mit Sehbehinderungen, welche bei geschriebenen Texten davon abhängig sind, dass diese gut in Brailleschrift abbildbar bzw. in digitaler Form von einem Screenreader vorlesbar sind. Zudem sollten journalistische Beiträge möglichst auch für Personen verständlich sein, denen die Verarbeitung von (deutscher) Sprache nicht leichtfällt. Darunter zählen unter anderem Personen, die Deutsch als Fremdsprache lernen, aber auch Menschen mit kognitiven Einschränkungen oder Lernschwierigkeiten, da für sie die Rezeption von langen Wörtern, Fremdwörtern oder komplexen Sätzen eine besondere Herausforderung darstellt. Unter dem Aspekt der frei zugänglichen Sprache soll dementsprechend untersucht werden, welche Alternativen zum generischen Maskulinum für sehbehinderte Personen und Personen, die auf Leichte Sprache angewiesen sind, rezipierbar sind, damit sie nicht der Barrierefreiheit journalistischer Angebote entgegenstehen.

Aber auch abgesehen von Personen, die auf Leichte Sprache angewiesen sind, empfiehlt es sich für journalistische Sprache, ihre Wörter und Sätze möglichst einfach zu halten, um die Rezeption zu erleichtern. „Geläufige, anschauliche Wörter sind zu kurzen einfachen Sätzen zusammengefügt“, empfehlen beispielsweise Kurz et al., um Beiträge möglichst leicht verständlich zu gestalten (vgl. ebd. 2000: 28). Das gelte vor allem für mündlich vermittelte Informationen, schreibt auch Wachtel (2009: 13): „Wer liest, kann auswählen, beiseite legen. Wer hört, ist dagegen unmittelbar ausgesetzt, bekommt oft genug Informationen pur.“ Ein „Zurückhören“ sei in der Regel nicht möglich, und auch das nachträgliche „Zurechthören“ mühsam. Gerade in Radio oder Fernsehen sei dementsprechend besonders darauf zu achten, Informationen in kleinere Sinneinheiten zu gliedern, mehr einsilbige als mehrsilbige Wörter zu nutzen und vorwiegend Hauptsätze zu formulieren. (Vgl. Kurz et al. 2000: 37ff.) In einer verständlichen gendergerechten Sprache sollte dementsprechend darauf geachtet werden, dass die Alternativen so wenig umständlich wie möglich formuliert sind und nicht zur Steigerung der Komplexität des Satzes beitragen.

6.2.4 Kürze

Je nach Darstellungsform ist es im Journalismus wichtig, sich möglichst knapp auszudrücken. Vor allem bei reiner Informationsvermittlung sollten sich die Journalist*innen auf das Wesentliche beschränken und dabei kurz und prägnant formulieren (vgl. Ahlke, Hinkel 2000: 25ff.). „Kurze Artikel werden eher gelesen als lange. Kurze Sätze werden öfter zu Ende gelesen als lange, und kurze Wörter werden schneller verstanden als lange“, stellen so auch Wolff et al. (2021: 55) fest.

Hinzu kommt, dass seitens der Redaktion oft nur wenig Platz für einen Beitrag zur Verfügung gestellt wird. „Wenn Sie für einen schwierigen Text 24 Sekunden haben und da kommen drei

Worte drin vor, die männlich ausgerichtet sind und die Sie anders ausdrücken müssen, dann ist das eine Zusatzaufgabe, die man erst einmal ein bisschen lernen muss“, zitiert Schneider den Qualitätsmanager der Tagesschau und beschreibt damit das Problem, dass gendergerechte Sprache oft mehr Platz in Anspruch nimmt als das generische Maskulinum (vgl. Schneider 2020). Hier gilt es also Alternativen zu finden, die sowohl mündlich als auch schriftlich nicht viel mehr Platz einnehmen und somit dem Verständnis der Rezipient*innen sowie der Ökonomie der Redaktion nicht im Wege stehen.

6.2.5 Präzision

Je präziser eine Beschreibung, desto eher ist gegeben, dass das Beschriebene so aufgefasst wird, wie gewollt. Genaue Beschreibungen davon, was gemeint ist, helfen Rezipient*innen folglich, den Text leichter zu verstehen, indem sie weniger Interpretationsspielraum zulassen. Dazu passend empfiehlt Schneider Journalist*innen, immer die engste Einheit zu benennen:

„Der Schreiber, der gelesen werden will, benennt das, was er meint, stets mit dem engsten Begriff. Meint er Henne, so schreibt er nicht "Huhn", meint er Huhn, so schreibt er nicht "Geflügel oder "Federvieh" [...] die engste Einheit benennen heißt: präzise schreiben, konkret schreiben, anschaulich schreiben [...].“ (Schneider 1994: 46f.)

Diese präzise Beschreibung sei vor allem bei Nomina relevant, da diese am meisten Assoziationen bei Rezipient*innen hervorrufen würden (vgl. Linden 2000: 24). Damit geht Präzision auch mit der oben beschriebenen Aufgabe von Journalismus einher, möglichst wahrheitsgetreu zu berichten. Unter diesem Aspekt kann Journalismus also deutlich von gendergerechter Sprache profitieren, da sie, anders als das generische Maskulinum, klar benennt, welche Personengruppen gemeint sind und welche nicht. Denn, wie bereits in Kapitel 4.1 beschrieben, verstößt das generische Maskulinum gegen das grundlegende Kommunikationsprinzip der Klarheit und Vermeidung von Mehrdeutigkeit (vgl. Diewald et al. 2020: 54):

„Gab es bei den Protesten wirklich nur Demonstranten oder auch Demonstrantinnen? Das klingt jetzt banal. Aber die Frage ist nicht unerheblich, weil sie auch gesellschaftspolitische Bedeutung haben kann. Nehmen wir zum Beispiel die Proteste im Sudan, die zum Sturz der Militärdiktatur geführt haben. Die wurden maßgeblich von Frauen initiiert, und Frauen haben damals 70 Prozent der Demonstrierenden ausgemacht. Das ist für unsere Berichterstattung ein ganz wichtiger Fakt“,

beschreibt auch Tanja Köhler, stellvertretende Nachrichtenchefin beim Deutschlandfunk die Notwendigkeit von Präzision in der journalistischen Sprache (Köhler im Interview mit Schneider 2020). Dazu passend soll im Folgenden auch dargestellt werden, welche Formen

von gendergerechter Sprache präzise genug sind, um schlussendlich tatsächlich zu einem gedanklichen Miteinbezug von Frauen und nicht binären Personen beizutragen.²⁷

7 Umsetzung von gendergerechter Sprache in journalistischen Angeboten

Wenn man Interesse daran hat, alle Geschlechter sprachlich zu repräsentieren, kommt man basierend auf den Erkenntnissen der letzten Abschnitte nicht daran vorbei, Alternativformen zum generischen Maskulinum zu suchen.

„Frauengerecht ist eine Sprache, die Frauen und Männer gleichwertig und gleichberechtigt benennt. Sie macht die Existenz und die Bedeutung von Frauen sprachlich sichtbar und wird den Bedürfnissen von Frauen nach Selbstachtung, Identität und Ermutigung gerecht“,

schreibt so auch die Evangelische Frauenarbeit in Deutschland (Evangelische Frauenarbeit o.J.; zitiert nach Trömel-Plötz 2008: 749). Was hierbei jedoch aus dem Blick gerät, ist der Anspruch, dass Sprache nicht nur Frauen, sondern auch Personen, die sich weder als weiblich noch als männlich identifizieren, repräsentieren sollte. Zwar betrachten sich über neunzig Prozent aller Menschen als Männer oder Frauen (vgl. Diwald et al. 2020: 37) und dennoch sollten, wenn man bereits an einer gendergerechten Sprache arbeitet, auch die übrigen circa zehn Prozent berücksichtigt werden.

Alle Formen von gendergerechter Sprache verfolgen hierbei eine von zwei Strategien zur Erreichung einer sprachlichen Gleichberechtigung: In der generischen Strategie werden Personenbezeichnungen gewählt, die auf beide Geschlechter bezogen werden und gegebenenfalls mit Pronomen spezifiziert werden können. In der Strategie des Sichtbarmachens sollen auf der anderen Seite Frauen sowie nicht binäre Personen spezifisch benannt werden. Im Folgenden werden die aktuell relevanten Ausführungen dieser zwei Strategien dahingehend diskutiert, inwiefern sie den gedanklichen Miteinbezug von Personen jenseits des Mannes fördern. Doch, wie das folgende Beispiel aus dem Beamtenengesetz für Schleswig-Holstein verdeutlicht, reicht es nicht aus, gendergerechte Sprache lediglich auf diese Funktion zu untersuchen:

„Die Beamtin oder der Beamte auf Lebenszeit oder auf Zeit ist in den Ruhestand zu versetzen, wenn sie oder er wegen ihres oder seines körperlichen Zustandes oder aus gesundheitlichen Gründen zur Erfüllung

²⁷ Ein weiterer Aspekt, der der zwar nicht als Qualitätsmerkmal journalistischer Sprache zu verstehen ist, aber dennoch gerade für den Online-Journalismus einen wichtigen Faktor darstellt, ist die Suchmaschinen-Kompatibilität der benutzten Sprache. Nur wenn Angebote im Internet leicht über Suchmaschinen gefunden werden, sind sie für die breite Masse zugänglich. Hier stellen alle Formen von gendergerechten Sprachen nach wie vor eine große Herausforderung dar, da die Algorithmen von Suchmaschinen auf dem Suchverhalten von Nutzer*innen basieren. Da diese meist generische Maskulina als Suchbegriffe nutzen, ist das Gendern von Keywords nicht zu empfehlen. Zudem haben die Suchmaschinen vor allem bei Sonderzeichen wie Asterisk, Doppelpunkt oder Unterstrich Probleme, diese als Form gendergerechter Sprache zu identifizieren. Journalist*innen, die im Online-Bereich dennoch eine gendergerechte Sprache nutzen möchten, sollten demnach keine Personenbezeichnungen als Keywords wählen. Wenn allerdings nicht anders möglich, sollten diese möglichst geschlechtsneutral formuliert sein, um Sonderzeichen zu umgehen. (Vgl. House of Yas, o.J.)

ihrer oder seiner Dienstpflichten dauernd unfähig (dienstunfähig) ist. Als dienstunfähig kann die Beamtin oder der Beamte auch dann angesehen werden, wenn sie oder er infolge Erkrankung innerhalb eines Zeitraumes von sechs Monaten mehr als drei Monate keinen Dienst getan hat und keine Aussicht besteht, dass sie oder er innerhalb weiterer sechs Monate wieder voll dienstfähig wird.“ (§ 54 (1) LBG Schleswig-Holstein, Stand: 25.01.2023)

Damit journalistische Beiträge besser verstanden werden als dieser Gesetzestext, soll neben der sprachlichen Repräsentation aller Personen auch untersucht werden, inwiefern die unterschiedlichen Formen gendergerechter Sprache die Verständlichkeit des Geschriebenen bzw. des Gesagten beeinflussen. Hierbei wird auf die oben erarbeiteten Qualitätskriterien journalistischer Sprache zurückgegriffen.

7.1 Generische Strategien

Generische Strategien umgehen jeglichen sprachlichen Hinweis zum Geschlecht der beschriebenen Person, weswegen Hirschauer in diesem Zusammenhang von „Undoing Gender“ spricht (ebd. 1994, 671).

„Wenn ‚Geschlecht‘ ein permanenter Anlass zu Sortierung, Diskriminierung und Hierarchisierung ist, dann besteht der Weg aus diesem negativen Zustand darin, Geschlechter- bzw. Genderkonzepte aufzulösen, indem diese in der sozialen und sprachlichen Repräsentation aufgehoben werden“,

ordnen Diwald und Nübling (2022: 18) diese Strategie ein. Ein großer Vorteil von geschlechtsneutralen Formulierungen zeigt sich darin, dass sie auf Grund fehlender geschlechtlicher Referenz auf alle Personen bezogen werden können. Somit sprechen sich vor allem Vertreter*innen der queeren Community für diese Form aus, da sich viele andere Umsetzungen von gendergerechter Sprache nach wie vor auf das binäre Geschlechtssystem stützen und nur zwischen Frauen und Männern unterscheiden (vgl. Röhr, 2022: 349ff.).

Allerdings lassen Studienergebnisse vermuten, dass geschlechtsneutrale Bezeichnungen nicht unbedingt zu einem höheren gedanklichen Miteinbezug von Frauen und nicht binären Personen führen. So kommt Heise zu dem Ergebnis, dass Frauen nicht automatisch mehr mitgedacht werden, weil die betreffende Personenbezeichnung geschlechtsneutral formuliert ist und schlussfolgert: „Offenbar werden auf dem Hintergrund der noch immer bestehenden Prädominanz maskuliner Sprachformen tendenziell all diejenigen Sprachformen als männlich interpretiert, die nicht explizit als feminine Formen gekennzeichnet sind“ (Heise 2000: 11). Und auch Kusterle sieht Neutralformen eher als Pseudoneutralformen, da sie je nach Wort und Kontext unterschiedlich interpretiert werden würden (vgl. Kusterle 2011: 159). Hierzu zeigt der Vergleich von Studien unterschiedliche Ergebnisse. Während beispielsweise in einer Studie von Stahlberg et al. die Formulierung in Neutralform bei der Frage nach den Lieblingsromanheld*innen und ähnliches zu einer häufigeren Nennung von Frauen führt als das generische Maskulinum (vgl. Stahlberg et al. 2001), zeigen ähnliche Studien von Braun et al. (vgl. ebd. 1998) oder Kusterle (vgl. ebd. 2011), dass Neutralformen aufgrund des gesellschaftlich geltenden Male-as-norm nach wie vor das prototypische Bild von einem Mann hervorrufen. „Zusammenfassend kann also festgestellt werden, dass Neutralformen nicht generell dazu führen, dass sich die Rezipierenden mehr Frauen vorstellen, sondern die Konzeptuierung sehr stark von den Begriffen selbst abhängt“, schlussfolgert Kusterle (2011: 156). Wenn generische Formen also in Kontexten genutzt werden, in denen nach dem

gesellschaftlichen Verständnis vorwiegend Männer agieren, sind sie nicht die passende Form, um den gedanklichen Miteinbezug von Frauen und nicht binären Personen zu fördern. Wenn der beschriebene Kontext allerdings als geschlechterausgeglichen gilt, können geschlechtsneutrale Bezeichnungen eine gute Alternative zum generischen Maskulinum darstellen.

7.1.1 Formen von generischen Strategien

Epikoina: Eine Form der geschlechtsneutralen Bezeichnungen sind Epikoina. Damit sind von Natur aus geschlechtsneutrale Substantive wie Mensch, Mitglied oder Person gemeint. So gibt beispielsweise der Satz „Kim ist ein Mensch mit ganz viel Energie“, keine Information darüber, welches Geschlecht Kim zugeordnet wird. Bei der Verwendung von Epikoina muss das Genus nicht notwendigerweise mit dem biologischen Geschlecht der Person übereinstimmen, auf die sich bezogen wird. Wenn sich Kim beispielsweise als Frau identifiziert, wäre der oben genannte Satz nicht weniger falsch, weil Kim eine Frau, das Substantiv „Mensch“ aber ein Maskulinum ist. Zu beachten ist in diesem Fall allerdings die bereits erwähnte Studie von Klein, die darlegt, dass Epikoina in vielen Fällen entsprechend ihres Genus interpretiert werden. (Vgl. Klein 2022) Sie sollten dementsprechend eher sparsam eingesetzt werden, wenn das Genus mit dem rollentypischen Geschlecht einer Personenbezeichnung übereinstimmt. Nach Kleins Studienergebnissen ist es beispielsweise wahrscheinlich, dass der Satz „Eine Person putzt den Boden“ eher so interpretiert wird, dass eine Frau den Boden putzt, als der Satz „Ein Mensch putzt den Boden“. Der Einsatz von Epikoina kann dementsprechend, auch wenn diese als geschlechtsneutral zu verstehen sind, zur Festigung, bei richtigem Einsatz gleichzeitig aber auch zur Auflösung von geschlechtstypischen Rollen führen.

Neutralisierungen: Anders als Epikoina sind Neutralisierungsformen nicht bereits fest im Lexikon verankerte Begriffe, sondern werden als substantivierte Form des Partizips I (Studierende), Partizips II (Gewählte) sowie von Adjektiven (der/die Große) gebildet. Im Sprachfluss funktioniert dies hauptsächlich im Plural, weil der Artikel im Singular bereits das referenzierte Geschlecht definiert. So kann im Satz „Die Abgeordneten trinken einen Kaffee“ durch den im Plural geschlechtsindifferenten Artikel „die“ sowie die Bildung des Partizips auf eine geschlechtsdefinite Bezeichnung verzichtet werden. Im Singular funktioniert dies weniger gut, da ein Artikel notwendig ist, der zwingenderweise das Geschlecht der beschriebenen Person angibt: „Der Abgeordnete trinkt einen Kaffee“ oder „Die Abgeordnete trinkt einen Kaffee“. „Natürlich wären komplett geschlechtsabstrahierende Formen im Interesse aller, doch muss nochmals betont werden, dass das Deutsche eine Genussprache ist und Genus eng an Geschlecht gekoppelt hat“, heben auch Kotthoff und Nübling (2018: 222) hervor. Schlussendlich würden die meisten Substantivierungen, obwohl sie per se geschlechtsneutral seien, im Singular wieder meist im Maskulinum benutzt werden. „Die ursprünglich grammatische Bedingung, dass die gewünschte Genusneutralisierung nur im Plural funktioniert, gerät in Vergessenheit, und das generische Maskulinum schleicht sich, für die Verwender unbemerkt, ins Sprachsystem zurück“, schreibt so auch Harnisch (2016: 159f.).

Kreative Alternativen: Lehrkörper statt Lehrer, Studis statt Studenten, Kollegium statt Kollegen: Wer kreativ ist, findet noch viele weitere geschlechtsneutrale Alternativen zu generischen Maskulina. So sehen Diewald et al. eine weitere Form der generischen Personenbezeichnungen in abstrakten Sachbezeichnungen wie Leitung statt Leiter oder Professur statt Professor. Alternativ lassen sich Personenbezeichnungen auch mittels Adjektive umformulieren (statt „Rat des Arztes“ „ärztlicher Rat“). (Vgl. Diewald et al. 2020: 84)²⁸ Diese Möglichkeiten brauchen allerdings viel Kreativität und sind nicht systematisch auf alle generischen Maskulina anwendbar. Zudem lassen sie Personenbezeichnungen schnell unpersönlich wirken. „Liebes Kollegium“ hört sich beispielsweise deutlich distanzierter als „Liebe Kolleginnen und Kollegen“ an.

7.1.2 Umsetzung von generischen Strategien im Journalismus

Da Neutralformen und Epikoina oft schon Teil der Alltagssprache sind, können Journalist*innen sie gut nutzen, um gendergerecht für ein konservatives Publikum zu formulieren. Beispielsweise zeigt eine Studie von Frank-Cyrus und Dietrich, dass Personen, die zuvor drei Varianten von Pflegeversicherungstexten gelesen hatten, die neutrale Formen sogar wünschenswerter bewerteten als das generische Maskulinum, da letzteres als wenig geschlechtergerecht empfunden wurde (vgl. Frank-Cyrus/Dietrich 1997). Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen auch Pöschko und Prieler. In ihrer Studie ließen sie Schüler*innen der Sekundarstufe II unter anderem die Ästhetik von Formulierungen bewerten. Hierbei zeigte sich kein Unterschied bei den Bewertungen von Texten im generischen Maskulinum und Texten in geschlechtsneutralen Formulierungen. (Vgl. Pöschko/Prieler 2018) Da generische Strategien keine Änderungen im üblichen Sprachbild vornehmen, ist zu vermuten, dass sie den meisten Personen bei der Rezeption von journalistischen Angeboten kaum auffallen. In dem Podcast „Deutschland3000“ heißt es bei einer Folge zu den Flutkatastrophen im Ahrtal beispielsweise: „Wichtige politische Entscheidende waren telefonisch nicht erreichbar“ (Schulz 2022: 44:25min). Hier wurde dementsprechend, ohne dass es den meisten Zuhörer*innen vermutlich überhaupt auffällt, das generische Maskulinum „Entscheider“ durch die Neutralisierung „Entscheidende“ ersetzt. Und auch der Nachrichtensprecher Klaus Kleber (2021: 08:22min) umgeht im heute Journal das generische Maskulinum „Experten“ durch die kreative Alternative „Menschen vom Fach“²⁹.

Lediglich bei ungebräuchlichen Wörtern oder Formulierungen, die durch Substantivierungen oder kreative Formen zustande kommen, kommt es möglicherweise zu kurzen Irritationen. So spricht Kai-Felix Jochens in einem Beitrag für das heute Journal beispielsweise davon, dass „Regierende“ (ebd. 2021: 16:30) den Weg aus der Coronapandemie aufzeigen sollten. Jochens hätte hierbei vermutlich die kurze Irritation der Zuschauer*innen vermeiden können, indem er auf die Sachbezeichnung „Regierung“ zurückgegriffen hätte, da diese etablierter ist als die genutzte Substantivierung. Auch die Nutzung von Neutralisierung erfordert folglich

²⁸ Neben den bereits genannten kreativen Alternativen zum generischen Maskulinum gibt es noch viele weitere. Eine Übersicht hierfür bietet beispielsweise die Gesellschaft für deutsche Sprache (vgl. ebd. 2019).

²⁹ Im ganzen Wortlaut sagt er: „Was diese Variante [damit ist die Corona-Variante Omikron gemeint] drauf hat, versuchen Menschen vom Fach herauszulesen“ (Kleber 2021: 08:22min)

immer sprachliches Feingefühl. Wenn sie gut formuliert sind, ist allerdings davon auszugehen, dass geschlechtsneutrale Bezeichnungen keinen negativen Einfluss auf den Rezeptionsfluss sowie die aufgefasste Ästhetik des journalistischen Beitrags haben.

Bei bereits etablierten Epikoina oder Neutralisierungen ist die geschlechtsneutrale Variante also leicht umsetzbar, da diese einfach für das generische Maskulinum eingesetzt werden können. So ist der Satz „Die Mitarbeiter der Firma XY machen immer pünktlich um 12:00 h ihre Mittagspause“ schnell gegendert, indem das Wort „Mitarbeiter“ durch „Mitarbeitende“ ausgetauscht wird. Und auch aus einem „Lehrer“ lässt sich schnell eine genderneutrale „Lehrkraft“ machen. Dabei ist, wie bereits oben beschrieben, allerdings darauf zu achten, dass Neutralisierungen durch Substantivierung nur im Plural geschlechtsneutral funktionieren. Zudem ist zu berücksichtigen, dass es nicht für jedes generische Maskulinum eine passende neutrale Personenbezeichnung gibt. Hier ist dementsprechend von Journalist*innen oft sprachliche Kreativität gefordert.

Eine Studie von Braun et al. zeigt zudem, dass die Neutralisierung von generischen Maskulina kaum Einfluss auf das Verständnis eines Text nimmt. Hierfür verglichen sie die Erinnerungsleistungen von Versuchsgruppen, die jeweils unterschiedliche Formen einer fiktiven Packungsbeilage eines Medikamentes gelesen hatten. Die Personenbezeichnungen in den Texten variierten zwischen generischem Maskulinum, Beidnennung mit Neutralisierung und Binnen-I. Zudem wurde erhoben, wie die Proband*innen den Text hinsichtlich verschiedener Merkmale der Textqualität bewerteten, d.h. Verständlichkeit, Güte der Formulierungen und Lesbarkeit. Weibliche Teilnehmende bewerteten die drei Textversionen als gleichermaßen verständlich und zeigten passend dazu eine ähnlich gute Erinnerungsleistung in allen Fällen. Auch männliche Teilnehmende unterschieden sich nicht bedeutsam in ihrer Erinnerungsleistung, bewerteten die generisch maskuline Textfassung jedoch am besten³⁰. (Vgl. Braun et al. 2007)³¹ Auf der anderen Seite bewerteten die Versuchspersonen in der oben beschriebenen Studie von Frank-Cyrus und Dietrich Neutralformen als deutlich schwerer verständlich als das generische Maskulinum (vgl. Frank-Cyrus/Dietrich 1997). Die unterschiedlichen Studienergebnisse lassen darauf schließen, dass sich nicht pauschal sagen lässt, ob generische Strategien grundsätzlich die Verständlichkeit von journalistischen Beiträgen einschränken oder nicht. Wie bereits oben beschrieben ist im Einzelfall abzuwägen, wie gebräuchlich die benutzte geschlechtsneutrale Form ist. Grundsätzlich ist allerdings zu vermuten, dass gerade Epikoina und Neutralisierungen durch ihre Kürze leicht und eingängig zu verstehen sind, da sie meistens nur aus einem Wort bestehen. Diesen Vorteil können auch Journalist*innen für sich nutzen, wenn sie in ihren Beiträgen gendergerecht, aber platzsparend formulieren müssen.

Ein weiterer Vorteil von geschlechtsneutralen Formulierungen zeigt sich zudem darin, dass sie grundsätzlich den aktuellen Richtlinien der deutschen Sprache entsprechen. Kritiker*innen merken allerdings oft an, dass substantivierte Formen des Partizips I nur

³⁰ Die Einschätzung von nicht binären Personen wurden in dieser Studie nicht berücksichtigt.

³¹ Bezogen auf die Verständlichkeit von Neutralisierungsformen kommen auch Pöschko/Prieler (vgl. ebd. 2018), Blake/Klimmt (vgl. ebd. 2010) sowie Klimmt et al. (vgl. ebd. 2008) zu ähnlichen Ergebnissen.

Personen beschreiben, die eine Aktivität gerade in dem beschriebenen Moment ausführen (vgl. Eisenberg 2017). Jedoch sind bereits Begriffe wie „Vorsitzende“ oder „Reisende“ in der deutschen Sprache etabliert und lexikalisiert, ohne dass Personen, die eine Gruppe leiten, nur dann als Vorsitzende bezeichnet werden, wenn sie gerade aktiv in ihrer Rolle agieren (vgl. Glück 2020: 53).

„Das Partizip I ist genauso wie ein Adjektiv in der Lage, ein Substantiv als sein Bezugswort zu beschreiben, und kann genauso wie ein Adjektiv substantiviert werden – mit dem Ergebnis, dass zwei unterschiedliche Lesarten möglich sind: Studierende sind 1. Personen, die im Augenblick etwas intensiv lernen (also studieren), oder 2. Personen, die an einer Hochschule eingeschrieben sind [...]“,

argumentieren auch Diewald et al. (2020: 83). Unter dem Aspekt der sprachlichen Richtigkeit sollte es für Journalist*innen dementsprechend kein Problem sein, geschlechtsneutrale Sprache – inklusive dem Partizip I – zu verwenden.

Für die Nutzung von geschlechtsneutralen Formulierungen spricht zudem, dass diese barrierefrei rezipierbar sind. Da sie keine Sonderzeichen beinhalten, eignen sie sich auch für Personen, die bei der Rezeption auf Brailleschrift oder einen Screenreader zurückgreifen. Anders sieht es bei Menschen aus, die auf Leichte Sprache angewiesen sind. Hier empfiehlt der Duden für Leichte Sprache zwar grundsätzlich den Ersatz von männlichen Bezeichnungen durch neutrale Formen, rät aber von der Verwendung sogenannter Kunstwörter wie Interessierte, Leserschaft oder Lehrkraft ab (vgl. Bredel et al. 2016: 17). Journalist*innen, die ein Publikum adressieren, das auf Leichte Sprache angewiesen ist, sollten demnach auf komplizierte sowie nicht etablierte geschlechtsneutrale Formen verzichten.

Wenn sie gut umgesetzt werden, eignen sich geschlechtsneutrale Formulierungen also gut für journalistische Angebote, da sie Frauen und nicht binäre Personen berücksichtigen, leicht zu rezipieren sind und kurz und prägnant funktionieren. In Bereichen, in denen allerdings gerade der gedankliche Miteinbezug von Frauen oder nicht binären Personen gefördert werden soll, sind Epikoina, Neutralisierungen oder andere Formen der sprachlichen Geschlechtsneutralisierung oft nicht präzise genug. Gerade in Beiträgen, in denen Situationen geschildert werden, die in der Regel geschlechtsstereotypisch interpretiert werden, reichen Neutralisierungen nicht aus, um vorherrschende Geschlechterrollen zu brechen.

7.2 Strategien der Sichtbarmachung

Die zweite Strategie für eine genderechtere Sprache geht beinahe in die entgegengesetzte Richtung zu den oben beschriebenen geschlechtsneutralen Personenbezeichnungen. Hier wird Wert darauf gelegt, die Sichtbarkeit von Frauen und nicht binären Personen dadurch zu stärken, dass sie direkt benannt werden, anstatt eine neutrale und abstrahierende Bezeichnung für alle Geschlechter zu finden. Denn wie mehrere Studien zeigen, müssen Personen, die sich nicht als Mann identifizieren, auf Grund des vorherrschenden Male-as-Norm in vielen Kontexten explizit benannt werden, damit sie gedanklich miteinbezogen werden (vgl. bspw. Blake/Klimmt 2010; Klein 1988, 2004; Heise 2000; Braun et al. 1998; Rothmund/Scheele 2004; Scheele/Gauler 1993). Auf der anderen

Seite kritisieren auch viele Personen die sprachliche Form von Doing Gender: Erst durch die Etablierung von weiblichen Movierungen würden geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen (damit sind in dem Fall generische Maskulina gemeint) als männlich gelesen werden (vgl. Becker 2008). Somit führe erst die Problematisierung des generischen Maskulinums zu dessen geschlechtsspezifischen Interpretation.

„[...] je mehr sich im aktuellen Sprachgebrauch für die Referenz auf gemischtgeschlechtliche Gruppen Alternativen zum generischen Maskulinum durchsetzen, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, dass Maskulina ausschließlich als geschlechtsspezifisierende (und nicht als geschlechtsneutrale) Formen interpretiert werden“,

unterstreicht Heise (2000: 5). Allerdings zeigen die bereits oben genannten Studien, dass das generische Maskulinum auf Grund der Genus-Sexus-Korrelation sowie dem Male-as-Norm Phänomen schon vor Etablierung sprachlicher Alternativen nicht geschlechtsübergreifend interpretiert wurde.

7.2.1 Formen der Sichtbarmachung

Beidnennung: Da die Diskussion um gendergerechte Sprache zunächst von Frauen in den 70er- und 80er-Jahren angefacht wurde, ist es nicht verwunderlich, dass die erste Form der Sichtbarmachung keine nicht binären Personen berücksichtigt. Mit der Beidnennung findet sich bis heute eine gute Möglichkeit, zumindest Frauen neben Männern sichtbar zu machen. Hierbei wird neben der maskulinen Form immer auch die feminine Form einer Personenbezeichnung mitgenannt. Beispielsweise spricht man von „Schülern und Schülerinnen“, „Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen“ oder „Damen und Herren“. Indem Frauen aktiv sprachlich sichtbar gemacht werden, kann so dem Male Bias entgegengewirkt werden (vgl. Kotthoff/Nübling 2018: 20). So bestätigen Studien von Klein (vgl. ebd. 1988, 2004), Stahlberg und Sczesny (vgl. ebd. 2001), Blake und Klimmt (vgl. ebd. 2010) den erhöhten gedanklichen Miteinbezug von Frauen durch ihre explizite Erwähnung.

Um Formulierungen wie „Journalisten und Journalistinnen“ zu kürzen, bemühen sich Formen wie Klammersetzung, Schrägstriche oder das Binnen-I um Abkürzungen für Beidnennungen. So kann das oben genannte Beispiel zumindest schriftlich auch als „Journalist(innen)“, „Journalist/innen“ oder JournalistInnen“, abgekürzt werden. Würde man die Varianten laut vorlesen, würde man wieder von „Journalistinnen und Journalisten“ sprechen. Diese „Sparschreibung“ (Diewald et al. 2020: 78) ist dann hilfreich, wenn weibliche und männliche Personenbezeichnungen sich nur durch ihre Endungen unterscheiden. Bei anderen Formen oder Personenbezeichnungen als Teil einer Wortgruppe lassen sie sich allerdings nicht so einfach umsetzen: So ist beispielsweise „Arzt oder Ärztin“ nicht einfach abzukürzen und der Satz „Die Person ist ein/e erfahrene/r Autofahrer/in“, liest sich nicht gerade flüssig. Zudem ist vor allem das Einklammern des Movierungssuffix von der feministischen Linguistik abgelehnt, da es die Verzichtbarkeit der weiblichen Form suggeriere (vgl. Kotthoff/Nübling 2018: 216f.). So liest sich der Satz „Ein(e) Bäcker(in) backt ein Brot“ eher in seiner maskulinen Form, da Inhalte in Klammern für gewöhnlich auch ausgelassen werden können. Außerdem stellt sich die Herausforderung, dass bei Sätzen wie „Ein(e) gute(r) Sänger(in)“ teilweise die männliche, teilweise die weibliche Form eingeklammert ist. Würde man die Klammern im Satz auflösen, hieße er also entweder „Ein gute Sänger“ oder „Eine guter Sängerin“. Somit sind solche

komplizierteren Abkürzungen der Beidnennung oft schwer grammatikalisch korrekt umsetzbar. Ähnlich wie bei den Neutralisierungsformen ist demnach auch hier die Umsetzung im Plural zu empfehlen, um geschlechtsdefinite Artikel oder Adjektive zu vermeiden.

Während es zu der Wirkung von Klammersetzungen und Schrägstrichen kaum Studien gibt, zeigen gleich mehrere Forschungen die Wirksamkeit der Binnenmajuskel. So kommt Kusterle in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass das Binnen-I sogar zu einem häufigeren gedanklichen Miteinbezug von Frauen führt, als die ausgeschriebene Beidnennung (vgl. Kusterle 2011:117ff.). „Eine mögliche Erklärung dafür ist, dass das Binnen-I durch die äußere Form zu einer stärkeren Vorstellung von Frauen „zwingt“, während Beidnennung lediglich eine Option dazu bietet“, deutet Kusterle (2011: 152) ihre Studienergebnisse. Weitere Studien kommen außerdem zu dem Ergebnis, dass die Binnenmajuskel zu einer Überschätzung des Frauenanteils in den vorliegenden Texten führen kann (vgl. Blake/Klimmt 2010; Rothmund/Scheele 2004; Sczesny/Stahlberg 2001). Grund hierfür könnte die starke schriftliche und phonologische Ähnlichkeit zum Femininum sein (vgl. Cirksena/Leiner 2022: 245). Als reine Abkürzungsform der Beidnennung ist zudem zu beachten, dass auch das Binnen-I, genauso wie die Schrägstrich- oder Klammervariante, Personen jenseits des binären Geschlechtersystems außer Acht lassen. Dementsprechend zeigt auch eine Studie von Löhr, dass nicht binäre Personen das generische Maskulinum der Beidnennung oder dem Binnen-I vorziehen, weil dieses zumindest keine Geschlechterbinarität manifestiere (vgl. Löhr 2022: 349ff.).

Genderzeichen: Forderungen für eine gendergerechte Sprache begrenzten sich ursprünglich also auf die sprachliche Sichtbarkeit von Frauen. Seit den 1990 spielt zudem die Kritik an der binären Unterscheidung von Geschlechtern zunehmend eine Rolle (vgl. Motschenbacher 2012). Aus den Forderungen, auch Personengruppen sprachlich abzubilden, die sich weder als Mann noch als Frau identifizieren, resultieren heutzutage Schreibweisen mit Sonderzeichen. Doppelpunkt (Politiker:in), Asterisk³² (Politiker*in), Unterstrich (Politiker_in) oder Mediopunkt (Politiker.in) vor dem Movierungssuffix von Personenbezeichnungen sollen hierbei darauf hinweisen, dass es mehr als zwei Geschlechtsidentitäten gibt (vgl. Löhr 2022: 349f.)³³. Ähnlich wie bei den anderen Formen von gendergerechter Sprache funktionieren Sonderzeichen vor allem im Plural und sind nur anwendbar, wenn sich die männliche und weibliche Form lediglich durch ihren Movierungssuffix unterscheiden.

Der sogenannte Gender Gap, der durch das Sonderzeichen zwischen männlicher und weiblicher Form entsteht, steht symbolisch für die Benennungslücke, die im Deutschsprachigen für nicht binäre Personen entsteht. Noch deutlicher wird diese Lücke beim Sprechen, in dem sie durch einen Glottisschlag, also einer kurzen Pause signalisiert wird. So spricht man „Student*innen“³⁴ ähnlich wie „Spiegel-ei“ aus: „Student-innen“. Die bewusste

³² auch bekannt als Genderstern

³³ Ein einheitliches Zeichen gibt es bisher noch nicht. Unter anderem deshalb, weil sich der Rat für deutsche Rechtschreibung mit Empfehlungen zurückhält (vgl. ebd. 2021). Dabei wäre es gerade für die Barrierefreiheit wichtig, eine Einigung zu finden (s. Kapitel 7.2.2).

³⁴ oder Student:innen, Student_innen sowie Student.innen

Irritation durch Änderung des normalen geschriebenen bzw. gesprochenen Wortes solle dabei auf die vorherrschenden Benennungsasymmetrien sowie den notwendigen gedanklichen Miteinbezug von nicht binären Personen und Frauen aufmerksam machen, schreiben Diewald et al. in ihrem Ratgeber für gendergerechte Sprache (vgl. Diewald et al. 2020: 80ff).

„Die in den Ratgebern getroffene Aussage, der Unterstrich oder das Sternchen stellten die Selbstverständlichkeit der Zwei-Geschlechter-Ordnung in Frage [...], ist linguistisch kaum für jede Personenreferenz begründbar“, wirft allerdings Kotthoff (2020: 12) ein. „Ein graphisches Sonderzeichen leistet sicher nicht an jeder Stelle des Auftretens eine solche Gedankenevokation“, führt sie ihre Überlegungen weiter aus (ebd.). Tatsächlich gibt es bisher keine großangelegten und fundierten Studien zu der Wirkung von gendergerechter Sprache auf den gedanklichen Miteinbezug von nicht binären Personen. Löhr zeigt jedoch in ihrer Studie, dass sich nicht binäre Personen durch den Genderstern deutlich besser repräsentiert fühlen als durch das generische Maskulinum oder das Binnen-I (vgl. Löhr 2022: 349ff.). So schaffen Sonderzeichen zumindest bei der betroffenen Gruppe das Gefühl, wahrgenommen, in ihrer Geschlechtsidentität ernstgenommen und repräsentiert zu werden.

Auch der gedankliche Miteinbezug von Frauen durch die Nutzung von Genderzeichen ist noch größtenteils unerforscht. Eine Studie von Körner et al. lässt allerdings vermuten, dass der Genderstern, ähnlich wie das Binnen-I auch, diesen fördert. Teilweise führe er sogar zu einer tendenziell weiblichen Auslegung der Personengruppe „due to the possibility that the gender star served as a constant reminder of the generic intention, which was not the case for the generic masculine“ (Körner et al. 2022: 13). (Vgl. Körner et al. 2022) Mit Blick auf den ansonsten vorherrschenden Male Bias könnten Sonderformen wie der Genderstern dementsprechend eine gute Möglichkeit bieten, diesem entgegenzuwirken und geschlechertypische Rollenbilder zu brechen.

7.2.2 Umsetzung von Strategien der Sichtbarmachung im Journalismus

Abgesehen von ausgeschriebenen Paarformen fallen Strategien der Sichtbarmachung als Form von gendergerechter Sprache oft deutlich mehr auf, als es beispielsweise Epikoina oder Neutralisierungen tun. Schließlich ist ein Stern, Schrägstrich, Doppelpunkt oder großes-I, bzw. in der gesprochenen Sprache ein zusätzlicher Glottisschlag inmitten eines Wortes nicht Bestandteil des üblichen Sprachgebrauchs. Besonders hier ist es demnach wichtig, zu schauen, ob sie das Rezeptionsverhalten von geschriebener und gesprochener Sprache beeinflussen und inwiefern sie für journalistische Angebote geeignet sind.

Im Vergleich mit dem generischen Maskulinum zeigt die bereits oben erwähnte Studie von Frank-Cyrus und Dietrich unter den Aspekten Verständlichkeit und Ästhetik eine beinahe genauso gute Bewertung der Beidnennung (vgl. ebd. 1997). Gleichzeitig kommt eine Studie von Rothmund und Christmann zu dem Ergebnis, dass die Beidnennung zwar nicht die Bewertung der Textverständlichkeit, dafür aber die wahrgenommene sprachliche Ästhetik stark beeinflusst (vgl. ebd. 2003). Wenn sie gut eingesetzt wird, kann die Beidnennung demnach ähnlich verständlich und ästhetisch wahrgenommen werden wie das generische Maskulinum. Schlecht eingesetzt jedoch, kann diese auf der anderen Seite die Rezeption

negativ beeinflussen³⁵. Problematisch wird die Beidnennung beispielsweise dann, wenn im Laufe des Textes immer wieder mittels Pronomen, Adjektiven oder Artikeln auf im Singular stehende Personenbezeichnungen eingegangen wird. So können beispielsweise Sätze wie der folgende entstehen: „Der/die Schüler oder Schülerin, der/die ihre/seine Hausaufgaben nicht gemacht hat, muss davon ausgehen, dass seine/ihre Eltern kontaktiert werden.“ Einfacher lässt sich dies im Plural lösen, da hier Adjektive, Artikel, Relativpronomen und auch andere Pronomen wie das Possessivpronomen in maskuliner und femininer Form übereinstimmen: „Die Schüler oder Schülerinnen, die ihre Hausaufgaben nicht gemacht haben, müssen davon ausgehen, dass ihre Eltern kontaktiert werden.“

Wenn sie gut umgesetzt wird, hat die Beidnennung unter anderem den Vorteil, dass sie sowohl schriftlich als auch mündlich funktioniert und für alle Zielgruppen leicht verständlich ist. Das liegt unter anderem daran, dass sie nicht gegen Sprachnormen verstößt, was wiederum auch einen barrierefreien Zugang ermöglicht. So kommt auch der Westdeutsche Rundfunk in seiner Studie zu dem Ergebnis, dass sich zwei Drittel aller Befragten für die Beidnennung als geeignetste Form für gendergerechter Sprache in journalistischen Angeboten aussprechen (vgl. WDR 2023). Gleichzeitig nimmt die Doppelform viel Platz ein und ist dementsprechend vor allem in Textformaten problematisch, in denen eine Begrenzung der Zeichenanzahl vorgesehen ist. Zudem kann sie auch in gesprochener Sprache störend, ermüdend und wiederholend wirken. Zwar lässt sich im Schriftlichen auf die oben beschriebenen Abkürzungsformen zurückgreifen, Journalist*innen im Radio oder Fernsehen ist damit allerdings nicht geholfen.

Mit Blick auf die aktuelle Umsetzung von Beidnennung im Journalismus wird allerdings schnell klar, dass sowieso nur in den seltensten Fällen Abkürzungsformen benutzt werden. Sowohl schriftlich als auch mündlich wird größtenteils auf die ausgeschriebene bzw. ausgesprochene Form der männlichen und weiblichen Personenbezeichnungen zurückgegriffen. Diese Umsetzung scheint mit einem kurzen Blick auf journalistische Angebote die verbreitetste Form zu sein, um Frauen sprachlich neben Männern sichtbar zu machen. „Seit Monaten mussten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die beim Hamburger Verlag Gruner + Jahr für die Magazine zuständig sind, um ihre Zukunft bangen“, schreibt beispielsweise Kainz (2023) für Zeit Online und nimmt damit eine längere Zeichenzahl in Kauf, anstatt auf die Neutralisierungsform „Mitarbeitende“ oder die Abkürzung durch bspw. einen Schrägstrich „Mitarbeiter/innen“ zu auszuweichen. Und auch Foss spricht in seinem Beitrag für das heute journal von Hansi Flick, der den „Journalistinnen und Journalisten“ wegen mehrerer verlorener Spiele Rede und Antwort stehen muss (Foss 2022: 06:19). Beispiele wie diese lassen sich sowohl in schriftlichen, auditiven sowie audiovisuellen journalistischen Angeboten zuhauf finden. Mit Blick auf die bereits erwähnte Studie des WDR, in der zwei Drittel sich für die Beidnennung als geeignetste Form von gendergerechter Sprache aussprechen (vgl. WDR 2023), ist dies nicht weiter verwunderlich. Dabei sind ein Großteil der Beidnennungen im Plural umgesetzt. Wenn es (beispielsweise im Singular)

³⁵ Denken wir beispielsweise zurück an den zitierten Auszug aus dem LBG Schleswig-Holstein (S. 34 f.).

ansonsten zu komplizierten Satzstrukturen kommen würde, wird in den meisten Fällen auf das generische Maskulinum zurückgegriffen.

Obwohl sie viel von Journalist*innen umgesetzt werden, sind Beidnennungen nicht als gendergerechte Sprache zu verstehen. Wie bereits oben beschrieben, manifestieren sie das binäre Geschlechtssystem und lassen damit Personen außer Acht, die sich weder als Mann noch als Frau identifizieren. Damit entspricht diese Form nicht dem in dieser Bachelorarbeit herausgearbeiteten Verständnis von gendergerechter Sprache und ist nur dann zu empfehlen, wenn Journalist*innen stereotypisch männlich gelesene Rollenbilder aufbrechen und dabei auf Grund eines konservativen Publikums keine anderen Formen von gendergerechter Sprache nutzen möchten.

Anders sieht es bei der Nutzung von Genderzeichen aus. Wie oben beschrieben, bieten sie eine gute Möglichkeit, um auch nicht binäre Personen sprachlich zu repräsentieren und entsprechen demnach dem Verständnis von gendergerechter Sprache, das in dieser Bachelorarbeit herausgearbeitet wurde. Im Vergleich zur Beidnennung und ihren Abkürzungen, verstoßen der Genderstern und Co. allerdings deutlich gegen die offiziellen Richtlinien der deutschen Sprache. Beispielsweise spricht sich der Rat für deutsche Sprache zwar grundsätzlich für eine gendergerechte Sprache aus, nimmt aber Asterisk, Unterstrich, Doppelpunkt und andere Zeichen, die innerhalb von Wörtern eine gendergerechte Bedeutung signalisieren sollen, nicht in ihr Regelwerk mit auf, da diese Satzzeichen bereits andere Bedeutungen in der geschriebenen Sprache einnehmen würden (vgl. Rat für deutsche Rechtschreibung 2021). Die fehlende Etablierung in der deutschen Sprache lässt vermuten, dass sich Genderzeichen negativ auf die Rezeption entsprechender Texte auswirken.

„Da es sich beim Lesen von Texten um eine stark automatisierte Tätigkeit handelt, die auf der kognitiv aufwandsarmen Wiedererkennung von Zeichen beruht (vgl. Logan 1997), könnte die unnatürliche Wortgestalt alternativer Formen zu einem kurzzeitigen Anstieg des für die Worterkennung benötigten kognitiven Aufwands führen und dadurch den Lesefluss sowie den vom Publikum empfundenen Lesegenuss beeinträchtigen.“

konstatieren so auch Blake und Klimmt (2010: 295). Wie bereits beschrieben, gibt es zu Genderzeichen bisher allerdings erst wenige aussagekräftigen Studien. Da jedoch auch das Binnen-I als Großbuchstabe innerhalb eines Wortes als Irritation der allgemeinen Sprachnorm angesehen werden kann, ist zu vermuten, dass Studienergebnisse zur Binnenmajuskel auch auf Sonderzeichen wie Asterisk, Doppelpunkt oder Unterstrich übertragbar sind. Beispielsweise zeichnet sich in einer Studie von Braun et al. eine signifikant schlechtere Bewertung der Textästhetik ab, wenn das Binnen-I benutzt wird (vgl. Braun et al. 2007). Das Tracking der Lesezeit von Personenbezeichnungen im Binnen-I zeigt zudem eine leicht längere Lesezeit pro Zeichen im Vergleich zu Personenbezeichnungen im generischen Maskulinum (vgl. Blake/Klimmt 2010: 298; Gygax/Gesto 2007). Gleichzeitig gewöhnten sich die Versuchspersonen in der Untersuchung von Gygax und Gesto schnell an die Binnenmajuskel, sodass schon nach kurzer Zeit keine Verzögerung in der Lesezeit mehr beobachtet werden konnte (vgl. Gygax/Gesto 2007)³⁶. Basierend auf diesen Studien-

³⁶ Dieses Studienergebnis stimmt mit der im Kapitel 6.2.1 beschriebenen Anpassungsfähigkeit des subsemantischen Prozesses beim Lesen überein.

ergebnissen und mit Blick auf Sprache als sich stets änderndes System, ist davon auszugehen, dass sich Rezipient*innen schnell an die erste Irritation durch Genderzeichen gewöhnen, sodass diese im besten Fall auf lange Sicht keinen Einfluss mehr auf die empfundene Textästhetik haben.

Überträgt man Studienergebnisse zu Binnenmajuskeln sowie Schrägstrichen auf die Verständlichkeit von Genderzeichen, ist davon auszugehen, dass Sonderzeichen als Form von gendergerechter Sprache keine erheblichen Auswirkungen auf die Verständlichkeit eines schriftlichen Textes zeigen (vgl. Braun et al. 2007; Pöschko/Prieler 2018). Auch hier ist allerdings zu berücksichtigen, dass das Verständnis vor allem davon abhängt, wie die Genderzeichen umgesetzt werden. Anders als in schriftlichen Texten zeigt eine Studie von Jöckel et al. eine deutliche Beeinträchtigung der Verständlichkeit von audiovisuellen journalistischen Angeboten durch die Aussprache von Genderzeichen mittels Glottisschlags (vgl. Jöckel et al. 2021). Diese Ergebnisse passen zu der Erhebung des Westdeutschen Rundfunks, in der sich 69 Prozent aller Befragten gegen die Nutzung eines Glottisschlags in audiovisuellen Angeboten aussprechen. Auch im Schriftlichen befürworten nur 35 Prozent den Genderstern, während ihn 59 Prozent aller Befragten ablehnen. (Vgl. WDR 2023) Ob sich die Akzeptanz und das Verständnis verbessert, je mehr sich Rezipient*innen an Genderzeichen und Glottisschlag gewöhnen, bleibt abzuwarten. Mit Blick darauf, dass sich Menschen im Sprachwandel immer wieder an neue Sprachgewohnheiten anpassen, ist jedoch zu vermuten, dass diese Form von gendergerechter Sprache bei häufigerem Aufkommen als immer natürlicher wahrgenommen wird und somit auf lange Sicht nicht mehr das Verständnis von journalistischen Angeboten beeinflusst.

Vorausgesetzt, die maskuline und feminine Form von Personenbezeichnungen unterscheiden sich lediglich durch den Movierungssuffix (Bäcker/Bäckerin), sind Genderzeichen grundsätzlich leichter umzusetzen als beispielsweise Neutralformen, für die man teilweise erst kreative Alternativen suchen muss. Auch hier liegen die Herausforderungen im Detail: So ist eine Umsetzung im Plural leichter als im Singular, da wie oben genannt nicht auf Adjektive, Pronomen oder Artikel Rücksicht genommen werden muss. So lässt sich beispielsweise „die studentischen Mitarbeiter*innen“ verständlicher gendern als „der*die studentische*r Mitarbeiter*innen“³⁷. Wenn möglich, sollten beim Gendern durch Sonderzeichen also Pluralformen gewählt werden, um das Verständnis zu erleichtern. In diesem Fall zeigen Genderzeichen vor allem im Vergleich zu der Beidnennung den großen Vorteil, dass sie nicht viel mehr Zeichen einnehmen als das generische Maskulinum. Somit ist diese Form von gendergerechter Sprache vor allem dann geeignet, wenn Journalist*innen nur begrenzt Platz zur Vermittlung der Inhalte zur Verfügung steht.

Mit Blick auf die Barrierefreiheit zeigt sich allerdings ein großer Nachteil von Genderzeichen. So bietet die Brailleschrift nur begrenzte Möglichkeiten für Sonderzeichen. Da sie nur eine eingeschränkte Anzahl von Zeichen darstellen kann, sind manche Braillezeichen doppelt belegt. Unter anderem nehmen Doppelpunkt und „al“, Sternchen und „in“ oder Schrägstrich

³⁷ In diesem Beispiel kommt zudem wieder das Problem auf, dass die Formen vor und hinter dem Asterisk nicht zusammenpassen: Studentische Mitarbeiter / Studentischer Mitarbeiterin.

und „un“ das gleiche Zeichen ein. Auch mit Blick auf Screenreader zeigen sich Schwierigkeiten in der Umsetzung von Genderzeichen: So machen manche Screenreader bei Sonderzeichen im Wort eine so lange Pause, dass der (Vor)Lesefluss deutlich beeinträchtigt wird, oder die Geräte sprechen den Doppelpunkt, Genderstern o. Ä. laut aus („Kassierer-Doppelpunkt-in“), weil diese nicht als Form von gendergerechter Sprache hinterlegt sind. Auf der anderen Seite lesen andere Screenreader Sonderzeichen, die zum Gendern benutzt werden, auch dann nicht mehr vor, wenn sie zu einem anderen Zweck als das Gendern verwendet werden. In dem Fall zeigt sich die vom Rat für deutsche Rechtschreibung aufgebrachte Problematik, dass Genderzeichen oft mehrere Funktionen in der Sprache einnehmen (vgl. ebd. 2021). Zwar kann man bei manchen Screenreadern inzwischen einstellen, welches Sonderzeichen vorgelesen werden soll und welches nicht, trotzdem zeigt sich hier deutlich, wie notwendig es ist, ein einheitliches Zeichen zum Gendern von Wörtern zu definieren, an dem sich Hersteller*innen von Screenreadern orientieren können. Und auch in der Brailleschrift ergibt sich zwar meist im Kontext, ob das Sonderzeichen als Genderzeichen gemeint ist oder nicht, auch hier wäre allerdings ein einheitliches Genderzeichen von Vorteil, um eine Orientierung zu bieten und um den Einfluss auf den Lesefluss möglichst gering zu halten. (Vgl. Rocktäschel 2021: 110ff.)

Noch schwieriger ist die Umsetzung von Genderzeichen in Leichter Sprache. Hier ist die Verwendung von Sonderzeichen in Wörtern nicht erlaubt, da diese häufig mitgelesen werden und somit den Lesefluss stören. Des Weiteren kann das Verständnis über die Bedeutung der jeweiligen Zeichen nicht von der Zielgruppe Leichter Sprache vorausgesetzt werden. „In der Leichten [...] Sprache sind Sonderzeichen eigentlich nicht möglich“, geben daher auch Scheschonk und Schumann zu bedenken (2021: 6). „Doch wir glauben, dass der * nutzbar ist, wenn er vorher [...] erklärt wird“, räumen sie gleichzeitig hinsichtlich der wahrgenommenen Notwendigkeit von gendergerechter Sprache ein (ebd.). Journalist*innen, die ihr Angebot in Leichter Sprache formulieren möchten, sollten demnach darauf achten, die Nutzung von Genderzeichen zu Beginn eines Beitrags zu erläutern.

Obwohl sie also vor allem aus genderlinguistischer Sichtweise einen großen Fortschritt in der sprachlichen Repräsentation von Frauen und nicht binären Personen erzielen würden, sind Genderzeichen nicht ohne Weiteres in der journalistischen Sprache einsetzbar. Durch die bewusste Irritation von geltenden Sprachnormen hemmen sie bei ersten Berührungspunkten den Lesefluss und beeinflussen vor allem bei audiovisuellen Angeboten das Verständnis vieler Rezipient*innen. Darauf basierend ist es mit einem Blick auf die aktuellen journalistischen Angebote nicht verwunderlich, dass selten auf Genderzeichen bzw. den Glottisschlag zurückgegriffen wird. So geben in einer Umfrage des Magazins des deutschen Journalisten Verbandes „journalist“ zwar 70 Prozent der befragten Redaktionen an, das generische Maskulinum wenn möglich zu vermeiden, das Gendern mit Sonderzeichen stelle hierbei allerdings eine Ausnahme dar (vgl. journalist 2021). Mit Klaus Kleber, Anne Will und Petra Gerster lassen sich allerdings drei Sprecher*innen von audiovisuellen journalistischen Angeboten finden, die zumindest teilweise auf den Glottisschlag zurückgreifen. So stellt Anne Will ihren Gesprächsgast Reiner Holznagel beispielsweise als „Präsident[en] des Bundes der Steuerzahler-innen“ vor (Will 2020: 00:33min). Allerdings bleibt bei ihr sowie auch bei Kleber und Gerster die Nutzung eines Glottisschlags eine Ausnahme oder nimmt in anderen Fällen nicht die eindeutige Pause ein, die es eigentlich bräuchte. So hört sich in einer anderen Folge

von Anne Will ihr „Aktivist*innen“ eher wie ein „Aktivistinnen“ an, da sie den Glottisschlag vor dem Movierungssuffix beinahe ganz verschluckt (Will 2023: 2:40).

Als relativ neue Form von gendergerechter Sprache etablieren sich Genderzeichen erst nach und nach in den aktuellen Sprachgebrauch. Hier ist demnach in Zukunft zu beobachten, inwiefern sich die Rezeption im Laufe des Sprachwandels ändert, und ob mit einer größeren Etablierung auch ein besseres Verständnis einhergeht. Mit Hinblick auf die Barrierefreiheit von Sprache ist es zudem unabdingbar, dass sich die verantwortlichen Gremien, Verbände und die Sprache professionell Nutzenden in Zukunft auf ein konkretes Genderzeichen einigen. Ein Negativbeispiel unter dem Aspekt von einheitlicher Gendersprache bietet beispielsweise die Tageszeitung taz, in der es den Journalist*innen aktuell frei gestellt ist, welche Form von gendergerechter Sprache sie umsetzen möchten. So kommt es dazu, dass in einem Artikel über Erdbeben in der Türkei der Genderstern genutzt wird, während die Rezipient*innen in der Fußleiste als „Leser:innen“ angesprochen werden (vgl. Gottschlich/Hagmann 2023). Hierbei gilt es allerdings immer, die Einheitlichkeit mit der Redefreiheit der Journalist*innen abzuwägen. So kann das Beispiel aus der taz auch zugunsten von Liberalisierung und Wahlfreiheit aufgefasst werden. Redaktionen, die gendergerechte Sprache mittels Genderzeichen umsetzen, müssen dementsprechend abwägen, inwiefern sie die Verständlichkeit und den Lesefluss ihrer Texte fördern möchte (und deswegen interne Richtlinien vorgeben) und inwiefern sie den Journalist*innen die kreative Freiheit geben, selbst zu entscheiden, wie und ob sie ihre Texte gendern möchten.

7.3 Kombination der Strategien

Aus Anforderungen, die an gendergerechte sowie journalistische Sprache gestellt werden, wird mit Hinblick auf die letzten Unterkapitel ersichtlich, dass alle Formen von gendergerechter Sprache Vor- und Nachteile haben, die es gilt, gegeneinander abzuwägen:

Neutralformen (Umsetzbar durch Epikoina, Neutralisierungen oder kreative Alternativen)	
<ul style="list-style-type: none"> + Können durch Undoing Gender auf alle Geschlechtsidentitäten bezogen werden + Entsprechen den geltenden Sprachnormen + Unauffällig und damit vor allem für konservatives Publikum geeignet + Beeinflussen nicht die Textästhetik + Wenn gut umgesetzt, zeigt sich keine Auswirkung auf die Verständlichkeit + Kurz und prägnant umsetzbar + Barrierefrei + Schriftlich und mündlich umsetzbar 	<ul style="list-style-type: none"> - Fördern wegen Male-as-norm nicht zwingend den gedanklichen Miteinbezug von Frauen und nicht binären Personen - Nicht für alle Personenbezeichnungen im generischen Maskulinum gibt es auch eine passende Neutralform - Abstrakte Formen der Neutralisierung sind nicht mit Richtlinien von Leichter Sprache kompatibel - Erfordern teilweise sprachliche Kreativität

Beidnennung (Ausgeschrieben oder durch Binnen-I, Schrägstrich oder Klammern abgekürzt)	
<ul style="list-style-type: none"> + Führt zum sprachlichen sowie gedanklichen Miteinbezug von Frauen + Gerade ausgeschriebene Form ist leicht verständlich + Ausgeschrieben entspricht Beidnennung den geltenden Sprachnormen + Von einem Großteil der Rezipient*innen befürwortet und somit auch für konservative Zielgruppe geeignet + Barrierefrei 	<ul style="list-style-type: none"> - Entspricht nicht den Anforderungen gendergerechter Sprache, da nicht binäre Personen nicht berücksichtigt werden - Kann gerade im Singular zu komplizierten Satzkonstruktionen führen - Ausgeschriebene Form verlängert journalistische Beiträge. Allerdings kann Beidnennung zumindest schriftlich durch Schrägstrich, Binnen-I oder Klammersetzung verkürzt werden - Abkürzungen von Beidnennung sind nicht in audiovisuellen Angeboten umsetzbar
Genderzeichen (Umsetzbar durch bspw. Asterisk, Doppelpunkt oder Unterstrich)	
<ul style="list-style-type: none"> + Alle Geschlechter werden angesprochen + Nicht binäre Personen sind explizit durch Genderzeichen dargestellt + Der bewusste Bruch der Sprachnorm führt zur Irritation binäre Strukturen und erzwingt Hinterfragen von Male-as-norm + Kurz und prägnant umsetzbar + Gut umgesetzt, haben Genderzeichen keine negativen Auswirkungen auf die Verständlichkeit von schriftlichen journalistischen Angeboten + Bieten systematische Form des Genders und brauchen deswegen nicht so viel sprachliche Kreativität wie Neutralformen 	<ul style="list-style-type: none"> - Bisher ist kein einheitliches Zeichen als Genderzeichen festgelegt. Dadurch wird das subsemantische Lesen erschwert, da sich Rezipient*innen nicht an eine Schreibweise gewöhnen können - Glottisschlag führt zu erschwelter Verständlichkeit von audiovisuellen journalistischen Angeboten - Von der Mehrheit abgelehnt und somit nicht nutzer*innenorientiert - Entspricht nicht den geltenden Sprachnormen - Wirkung ist noch nicht gut erforscht - Bisher nicht barrierefrei - Schwer in Leichter Sprache umsetzbar - Beeinträchtigen wahrgenommene Textästhetik - Können gerade im Singular zu komplizierten Satzkonstruktionen führen

Tabelle 1: Vor- und Nachteile der unterschiedlichen Formen gendergerechter Sprache

Mit Blick auf diese Vor- und Nachteile zeigt sich, dass es bisher keine perfekte Form von gendergerechter Sprache für journalistische Angebote gibt. Vielmehr ist von Journalist*innen zu erwarten, dass sie situativ abwägen, welche Form in den einzelnen Fällen und Kontexten am geeignetsten und sprachlich am besten umsetzbar ist. Hierbei sollten sie bestmöglich auf eine Kombination von Neutralformen sowie Genderzeichen zurückgreifen.

Grundsätzlich bietet sich für die Umsetzung ist für journalistische Angebote weitestgehend die Nutzung von Neutralformen an. Diese sind für ein breites Publikum geeignet und haben, wenn gut umgesetzt, keinen Einfluss auf das Textverständnis, Lesefluss oder Ästhetik der Sprache. Zudem lassen sie sich ohne Probleme sowohl mündlich als auch schriftlich umsetzen. Gibt es jedoch keine geeignete geschlechtsneutrale Alternative zum generischen Maskulinum, bietet sich eine gezielte Nutzung von Genderzeichen an. Beidnennung ist nicht

zu empfehlen, sofern Wert darauf gelegt wird, binäre Geschlechtsstrukturen zu hinterfragen. Zudem sollten Genderzeichen dann benutzt werden, wenn eine Personenbezeichnung in einem stereotypisch männlich geprägten Kontext benutzt wird. Nur durch die explizite Nennung ist es in solchen Fällen möglich, Stereotype zu brechen und den gedanklichen Miteinbezug von Frauen und nicht binären Personen zu erzwingen³⁸. Grundsätzlich sollte sowohl bei der Nutzung von Neutralformen als auch von Genderzeichen darauf geachtet werden, Personenbezeichnungen, wenn möglich, im Plural zu formulieren, um somit komplizierte Satzkonstruktionen aufgrund geschlechtsdefiniter Pronomen, Artikel oder Ähnliches zu vermeiden. Wenn eine Formulierung im Plural nicht möglich ist, kann bei komplizierten Satzkonstruktionen (wenn möglich) zudem auf Epikoina sowie kreative Alternativen zurückgegriffen werden.

8 Fazit

Wie gezeigt werden konnte, hat gendergerechte Sprache eine hohe Relevanz für journalistische Angebote. Da Sprache die Wirklichkeitswahrnehmung von Rezipient*innen beeinflusst, haben Journalist*innen mit ihren Formulierungen einen großen Einfluss darauf, wie die Informationen, die sie vermitteln, wahrgenommen und interpretiert werden. Grundsätzlich wird mit Blick auf den linguistischen Konstruktivismus deutlich, dass Sprache das Denken und Handeln von Personen beeinflusst. Da vor allem in der deutschen Sprache Geschlecht nicht nur semantisch, sondern durch das Genus auch grammatisch dargestellt wird, manifestiert sie in besonderem Maße vorherrschende Geschlechtsverhältnisse. Weil eine Genus-Sexu-Korrelation besteht und „Male-as-norm“ unser Denken prägt, führt das für geschlechtsabstrahierende Bezeichnungen genutzte generische Maskulinum dazu, dass Frauen und nicht binäre Personen sprachlich und somit auch gedanklich oft ausgeklammert werden. Journalismus kommt dementsprechend seiner Rolle als möglichst realitätsgetreuer Informationsvermittler nicht nach, wenn er für geschlechtsabstrahierende Personenbezeichnungen das generische Maskulinum nutzt. Des Weiteren hat gerade dessen Funktion als Hersteller von Öffentlichkeit einen großen Einfluss auf die Wirklichkeitswahrnehmung der breiten Gesellschaft. Wenn in journalistischer Sprache Frauen und nicht binäre Personen dementsprechend nicht richtig abgebildet werden, führt das zu einem fehlendem gedanklichen Miteinbezug dieser Personengruppen und somit zu deren Benachteiligung in der Gesellschaft. Hierbei ist allerdings anzumerken, dass sich die vorliegenden Studien größtenteils auf die Auswirkung von gendergerechter Sprache auf den gedanklichen Miteinbezug von Frauen beziehen. Es ist demnach notwendig, in weiteren Untersuchungen zu überprüfen, inwiefern auch nicht binäre Personen durch Alternativen zum generischen Maskulinum gedanklich berücksichtigt werden.

Mit Blick auf die Anforderungen an journalistische Sprache zeigt sich, dass es bei der Umsetzung von gendergerechter Sprache zu Herausforderungen kommen kann. So lehnt

³⁸ Aus diesem Grund wird auch in dieser Bachelorarbeit hauptsächlich mit dem Asterisk gegendert.

das breite Publikum Alternativformen zum generischen Maskulinum tendenziell ab, was eine nutzer*innenorientierte und gleichzeitig gendergerechte Sprache erschwert. Zudem sollte sowohl gesprochene als auch geschriebene Sprache im Journalismus möglichst den aktuellen Sprachnormen entsprechen, kurz und präzise sowie barrierefrei rezipierbar sein. Bezieht man diese Qualitätskriterien auf Formen von gendergerechter Sprache, wird schnell deutlich, dass es bisher keine Alternative zum generischen Maskulinum gibt, die sich perfekt in journalistischen Angeboten umsetzen lässt. So bieten sich generische Formen wie Epikoina, Neutralisierungen oder kreative Alternativen zum generischen Maskulinum grundsätzlich an, da sie den aktuellen Sprachnormen entsprechen und somit nicht den Rezeptionsfluss oder die Verständlichkeit beeinflussen, wenn die gut umgesetzt sind. Dadurch eignen sie sich auch für ein breites Publikum, das gendergerechte Sprache mehrheitlich ablehnt. Zudem berücksichtigen Neutralformen auch nicht binäre Personen, sind leicht zu rezipieren und kurz und prägnant umsetzbar. Auf der anderen Seite fördern sie aber nicht unbedingt den gedanklichen Miteinbezug von Frauen sowie nicht binären Personen und sind somit nicht zielführend, wenn sie in stereotypisch männlich geprägten Kontexten eingesetzt werden. Hier kann der Einsatz von Genderzeichen durch die bewusste Irritation des gewohnten Sprachbildes dem Male-as-Norm Phänomen entgegenwirken. Die Studien, auf die sich die Überlegungen dieser Bachelorarbeit beziehen, untersuchen allerdings größtenteils die Auswirkungen der Binnenmajuskel auf den gedanklichen Miteinbezug von Frauen, da das Genderzeichen als neuste Form von gendergerechter Sprache noch verhältnismäßig wenig erforscht ist. Hier gilt es, in kommenden Studien konkret die Auswirkungen von Genderzeichen wie Doppelpunkt, Genderstern oder Unterstrich zu erforschen und zu untersuchen, inwiefern sie den gedanklichen Miteinbezug von Frauen und nicht binären Personen fördern und inwiefern sie die Verständlichkeit von geschriebener und gesprochener Sprache beeinträchtigen. Zudem ist die Umsetzung von gendergerechten Personenbezeichnungen mittels Genderzeichen im Journalismus mit mehreren Herausforderungen verbunden, da diese aktuell nicht von der breiten Gesellschaft angenommen und von Vielen in der Rezeption als Störfaktor wahrgenommen werden. Neben ideologischen Einwänden von Gegner*innen von gendergerechter Sprache könnte dies unter anderem daran liegen, dass sich bisher kein einheitliches Zeichen durchgesetzt hat, mit dem Personenbezeichnungen gegendert werden. Weil daher im Schriftlichen Doppelpunkt, Asterisk oder Unterstrich oder andere Zeichen diskontinuierlich und inkonsistent genutzt werden, ist es umso schwerer, sich an ein konkretes Genderzeichen zu gewöhnen. Dies hat Nachteile für den Rezeptionsfluss sowie für die Barrierefreiheit von Texten, in denen mit Genderzeichen gegendert wird. Unter diesem Aspekt ist es demnach Aufgabe der verantwortlichen Gremien und Verbänden, eine klare Richtlinie für Genderzeichen vorzugeben. Zudem bleibt abzuwarten, ob sich Genderzeichen in den kommenden Jahren und mit dem Wandel der Sprache mehr in den allgemeinen Sprachgebrauch etablieren und somit mehr von der breiten Gesellschaft akzeptiert werden.

Basierend auf den Erkenntnissen dieser Bachelorarbeit, stellt somit eine Kombination von Neutralformen und Genderzeichen die beste Form von gendergerechter Sprache für journalistische Angebote dar. Während sich gut formulierte Neutralformen unauffällig als gendergerechte Formen in Sprache eingliedern können und damit grundsätzlich am besten von Rezipient*innen aufgenommen werden, eignen sich Genderzeichen vor allem dann,

wenn geschlechtsstereotypische Rollenbilder außer Kraft gesetzt werden sollen. Journalist*innen brauchen demnach ein gutes Sprachgefühl und eine hohe sprachliche Kreativität, um in Einzelfällen die angemessene Form von gendergerechter Sprache einzusetzen.

Mit Blick zurück zur Einleitung fördert die Formulierung der Augsburger Allgemeinen „Nun sind alle Nobelpreisträger 2022 gekürt“, also den Stereotyp von Männern als (erfolgreiche) Wissenschaftler. Basierend auf den Studien, auf die in dieser Bachelorarbeit eingegangen wurde, ist zu vermuten, dass das hier genutzte generische Maskulinum dazu führt, dass sich Rezipient*innen des Artikels zunächst vorwiegend Männer vorstellen, die den Nobelpreis entgegennehmen. Um Carolyn Bertozzi und Annie Ernaux sprachlich gerecht zu werden sowie den beschriebenen Stereotypen zu brechen, ist demnach eine Alternativform notwendig. Am einfachsten wäre es in diesem Fall, ein Sonderzeichen zu nutzen: „Nun sind alle Nobelpreisträger*innen 2022 gekürt“. Da die Formulierung allerdings direkt in der Titelzeile des Artikels genutzt wird, könnte der Genderstern viele Rezipient*innen davon abhalten, den Artikel überhaupt zu lesen. Hier ist also Kreativität gefordert: „Vom Medizin-nobelpreis bis zum Wirtschaftsnobelpreis: Nun sind alle Personen mit dem Nobelpreis ausgezeichnet“, wäre beispielsweise eine vollumfänglich gendergerechte Lösung.

Literaturverzeichnis

- Ahlke, Karola / Hinkel, Jutta (2000): Sprache und Stil: ein Handbuch für Journalisten. 2. Auflage. Konstanz: UVK Medien
- Altmeyden, Klaus-Dieter (2006): Journalismus und Medien als Organisationen. Leistungen, Strukturen und Management. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien
- Altmeyden, Klaus-Dieter / Greck, Regina / Kössler, Tanja (2016): Journalismus und Medien. In: Löffelholz, Martin / Rothenberger, Liane (Hrsg.): Handbuch Journalismustheorien. Wiesbaden: Springer Fachmedien
- Ayaß, Ruth (2008): Kommunikation und Geschlecht. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer
- Becker, Thomas (2008): Zum generischen Maskulinum: Bedeutung und Gebrauch der nicht-movierten Personenbezeichnungen im Deutschen. In: Linguistische Berichte, 213, 65-75. Hamburg: Buske
- Berger, Peter / Luckmann, Thomas (1991): The social construction of reality. A treatise in the sociology of knowledge. Reprint. London: Penguin Books
- Bern, Sandra L. / Bern, Daryl (1973): Does sex-biased job advertising "aid and abet" sex discrimination? In: Journal of applied Social Psychology 3(1), 6-18. <https://doi.org/10.1111/j.1559-1816.1973.tb01290.x>
- Blake, Christopher / Klimmt, Christoph (2010): Geschlechtergerechte Formulierungen in Nachrichtentexten. In: Publizistik, 55, 289-304. <https://doi.org/10.1007/s11616-010-0093-2>
- Blöbaum, Bernd (2016): Journalismus als Funktionssystem der Gesellschaft. In: Löffelholz, Martin / Rothenberger, Liane (Hrsg.): Handbuch Journalismustheorien. Wiesbaden: Springer Fachmedien
- Boroditsky, Lera / Schmidt, Lauren W. / Phillips, Webb (2003): Sex, syntax, and semantics. In: Gentner, Dedre / Goldin-Meadow, Susan (Hrsg.): Language in mind: advances in the study of language and thought. Cambridge: MIT Press
- Braun, Friederike / Gottburgsen, Anja / Sczesny, Sabine / Stahlberg, Dagmar (1998): Können Geophysiker Frauen sein? Generische Personenbezeichnungen im Deutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik, 26(3), 265-283. <https://doi.org/10.1515/zfgl.1998.26.3.265>
- Braun, Friederike / Oelkers, Susanne / Rogalski, Karen / Bosak, Janine / Sczesny, Sabine (2007): Aus Gründen der Verständlichkeit ...: Der Einfluss generisch maskuliner und alternativer Personenbezeichnung auf die kognitive Verarbeitung von Texten. In: Psychologische Rundschau, 58(3), 183-189. <https://doi.org/10.1026/0033-3042.58.3.183>
- Braun, Friederike / Sczesny, Sabine / Stahlberg, Dagmar (2005): Cognitive effects of the masculine generics in German. An overview of empirical findings. In: Communication, 30(1), 1-21. <https://doi.org/10.1515/comm.2005.30.1.1>

- Bredel, Ursula / Maaß, Christiane / Dudenredaktion (2016): *Leichte Sprache: Theoretische Grundlagen, Orientierung für die Praxis*. Berlin: Dudenverlag
- Brinkmann, Janis (2021): *Journalismus. Eine praktische Einführung*. Baden-Baden: Nomos
- Bucher, Hans-Jürgen (1998): *Journalismus*. In: Ueding, Gert (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Tübingen: Niemeyer Verlag
- Burger, Harald (2005): *Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien*. Berlin/New York: Walter de Gruyter
- Burkhardt, Steffen (Hrsg.) (2009): *Praktischer Journalismus*. München: Oldenbourg Verlag
- Busley, Simone / Fritzing, Julia (2022): *Das Emma und der Hänsl: Genus-Sexus-Diskordanzen in Dialekten des Deutschen als Spiegel sozialer Geschlechterrollen*. In: Diewald, Gabriele / Nübling, Damaris (Hrsg.): *Genus – Sexus – Gender*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter
- Bußmann, Hadumod (1995): *Das Geschlecht, die Grammatik und – der Mensch. Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft*. In: Hadumod, Bußmann / Hof, Renate (Hrsg.): *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*. Stuttgart: Kröner
- Bußmann, Hadumod (2005): *Sprachwissenschaft. Haben Sprachen ein Geschlecht? - Genus/gender in der Sprachwissenschaft*. In: Bußmann, Hadumod / Hof, Renate (Hrsg.): *Genus*. Stuttgart: Kröner
- Cirksena, Frederieke / Leiner, Dominik J. (2022): *Priming von Stereotypen durch geschlechter-gerechte Sprache in journalistischen Texten*. In: *Studies in Communication and Media*, 11(2), 240–269. <https://doi.org/10.5771/2192-4007-2022-2-240>
- Cohen, Bernhard (1963): *The press and foreign policy*. Princeton: University Press
- Diewald, Gabriele / Nübling, Damaris (2022): *„Genus – Sexus – Gender“ – ein spannungs- und ertragreiches Themenfeld der Linguistik*. In: ebd. (Hrsg.): *Genus – Sexus – Gender*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter
- Diewald, Gabriele / Steinhauer, Anja / Dudenredaktion (2020): *Handbuch geschlechter-gerechte Sprache. Wie Sie angemessen und verständlich gendern*. Berlin: Dudenverlag
- Doleschal, Ursula (1992): *Movierung im Deutschen. Eine Darstellung der Bildung und Verwendung weiblicher Personenbezeichnungen*. Unterschleissheim/München: Lincom Europa
- Duden (o.J. a): *Journalismus, der*. <https://www.duden.de/node/73549/revision/1299008> [23.02.2023]
- Duden (o.J. b): *Mieter, der*. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Mieter> [23.02.2023]
- Eisenberg, Peter (2017, 02. März): *Das missbrauchte Geschlecht*. In: *Süddeutsche Zeitung*. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/essay-das-missbrauchte-geschlecht-1.3402438> [23.02.2023]

- Engelbrecht, Sebastian (2021, 09. Januar): Gendergerechter Duden. Wie männlich ist der Lehrer? In: Deutschlandfunk. <https://www.deutschlandfunk.de/gendergerechter-online-duden-wie-maennlich-ist-der-lehrer-100.html> [23.02.2023]
- Felder, Ekkehard (2018): Wahrheit und Wissen zwischen Wirklichkeit und Konstruktion: Freiheiten und Zwänge beim sprachlichen Handeln. In: ebd. / Gardt, Andreas (Hrsg.): Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative. Berlin/ Boston: Walter de Gruyter
- Foss, Sven (2022, 23. November): heute Journal v. 23.11.22 WM-Niederlage Japan, Angriffe Ukraine, Astronauten-Ausbildung. In: ZDFheute Nachrichten. <https://www.youtube.com/watch?v=g7n6y1YbMOo&t=378s> [23.02.2023]
- Frank, Karsta (1992): Sprachgewalt: Die sprachliche Reproduktion der Geschlechterhierarchie. Elemente einer feministischen Linguistik im Kontext sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Frank-Cyrus, Karin M. / Dietrich, Margot (1997): Sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern in Gesetzestexten. Eine Meinungsumfrage der Gesellschaft für deutsche Sprache. In: Der Sprachdienst, 41(2), 55–68
- Gardt, Andreas (2018): Wort und Welt. Konstruktivismus und Realismus in der Sprachtheorie. In: Felder, Ekkehard / Gardt, Andreas (Hrsg.): Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative. Berlin/Boston: Walter de Gruyter
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice Hall
- Gesellschaft für deutsche Sprache (2019, 20. November): Leitlinien der GfdS zu den Möglichkeiten des Genderings. <https://gfds.de/standpunkt-der-gfds-zu-einer-geschlechtergerechten-sprache/> [23.02.2023]
- Glück, Helmut (2020): Das Partizip I im Deutschen und seine Karriere als Sexusmarker. Paderborn: IFB Verlag Deutsche Sprache
- Gordon, Peter (2004): Numerical Cognition Without Words: Evidence From Amazonia. In: Science, 306(3), 496-499. <https://doi.org/10.1126/science.1094492>
- Gottschlich, Jürgen / Hagmann, Jannis (2023, 07. Februar): „Wir hören Schreie“. Erdbeben in der Türkei. In: taz. <https://taz.de/Erdbeben-in-der-Tuerkei!/5910955/> [23.02.2023]
- Günther, Susanne / Hüpper, Dagmar / Spieß, Constanze (2012): Perspektiven der Genderlinguistik – eine Einführung in den Sammelband. In: ebd. (Hrsg.): Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktion von Geschlechtsidentität. Berlin/Boston: Walter de Gruyter
- Gygax, Pascal / Gabriel, Ute / Sarrasin, Oriane / Oakhill, Jane / Garham, Alan (2008): Generically intended, but specifically interpreted: When beauticians, musicians, and mechanics are all men. Language, Cognition and Neuroscience, 23(3), 464–485. <https://doi.org/10.1080/01690960701702035>

- Gygax, Pascal / Gesto, Noelia (2007): Féminisation et lourdeur de texte. In: *L'Année psychologique*, 107(2), 239-255. https://www.researchgate.net/publication/298992122_Feminisation_of_language_and_hindering_reading
- Hagemann-White, Carol (1988): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren... In: ebd. (Hrsg.): *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion*. Bielefeld: AJZ-Verlag
- Harnisch, Rüdiger (2016): Das generische Maskulinum schleicht zurück. Zur pragmatischen Remotivierung eines grammatischen Markers. In: Bittner, Andreas / Spieß, Constanze (Hrsg.): *Formen und Funktionen. Morphosemantik und grammatische Konstruktion*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter
- Heijnk, Stefan (1997): *Textoptimierung für Printmedien. Theorie und Praxis journalistischer Textproduktion*. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Heijnk, Stefan (2011): *Texten fürs Web. Planen, schreiben, multimedial erzählen. Das Handbuch für Online-Journalisten. 2. Auflage*. Heidelberg: dpunkt.verlag
- Heise, Elke (2000): Sind Frauen mitgemeint? Eine empirische Untersuchung zum Verständnis des generischen Maskulinums und seiner Alternativen. In: *Sprache & Kognition*, 19(1-2), 3-13. <https://doi.org/10.1024//0253-4533.19.12.3>
- Hellinger, Marlis / Bußmann, Hadumod (Hrsg.) (2002): *Gender Across Languages. The linguistic representation of women and men. Volume II*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing Company
- Hirschauer, Stefan (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeiten. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 18(2), 100-118. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1989-0202>
- Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: *Kölner Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 46(4), 668-691. <https://www.theorie.sozologie.uni-mainz.de/files/2015/11/Die-soziale-Fortpflanzung-der-Zweigeschlechtlichkeit.pdf> [23.02.2023]
- Horvath, Lisa K. / Sczesny, Sabine (2015): Reducing women's lack of fit with leadership positions? Effects of the wording of job advertisements. In: *European Journal of Work and Organizational Psychology*, 25(2), 316-328. <https://doi.org/10.1080/1359432X.2015.1067611>
- House of Yas (o.J.): *Gendern & SEO: Funktioniert das?* https://houseofyas.de/seo/gendergerechte-sprache-seo-funktioniert-das/#Gendersensibles_SEO_Was_sollen_wir_tun [23.02.2023]
- Irmen, Lisa / Köhncke, Astrid (1996): Zur Psychologie des generischen Maskulinums. In: *Sprache & Kognition*, 15(3), 152-166. Bern: Verlag Hans Huber
- Ivanov, Christina / Diewald, Susanne (2021, 01. Juli): *Genus – Sex/us – Semantisches Geschlecht – Gender: einige Begriffsklärungen*. <https://www.sprache-und-gendern.de/beitraege/genus-sexus-semantisches-geschlecht-gender-einige-begriffsklaerungen> [23.02.2023]

- Jahn, Annika (2022, 27. September): Gendern an Schulen in BW: Geschlechtersensible Sprache oft ein Dilemma. In: Südwestrundfunk. <https://www.swr.de/swraktuell/baden-wuerttemberg/gendern-in-der-schule-bw-100.html> [23.02.2023]
- Jöckel, Sven / Dogruel, Leyla / Bachofer, Ronja (2021): Wirkung gendersensibler Ansprachen in Anmoderationen bei Erwachsenen und Heranwachsenden. In: *Publizistik*, 66(11), 441-462. <https://doi.org/10.1007/s11616-021-00682-z>
- journalist (2021, 03. Dezember): Alle bereit zum Gendern? <https://www.journalist.de/startseite/detail/article/alle-bereit-zum-gendern> [23.02.2023]
- Kainz, Constanze (2023, 07. Februar): Gekommen, um zu helfen. In: *Zeit Online*. <https://www.zeit.de/politik/2023-02/internationale-hilfe-erdbebengebiet-tuerkei-syrien-nachrichtenpodcast> [23.02.2023]
- Klann-Delius, Gisela (2005): *Sprache und Geschlecht. Eine Einführung*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler
- Klaus, Elisabeth / Lüneborg, Margret (2002): Journalismus: Fakten, die unterhalten – Fiktionen, die Wirklichkeit schaffen. In: Neverla, Irene / Grittmann, Elke / Pater, Monika (Hrsg.): *Grundlagentexte zur Journalistik*. Konstanz: UVK
- Kleber, Klaus (2021, 31. Dezember): heute journal vom 31.12.2021. In: *ZDFheute Nachrichten*. <https://www.youtube.com/watch?v=XMZ0eYfmp9E> [23.02.2023]
- Klein, Andreas (2022): Wohin mit Epikoina? – Überlegungen zur Grammatik und Pragmatik geschlechtsindefiniter Personenbezeichnungen. In: Diwald, Gabriele / Nübling, Damaris (Hrsg.): *Genus – Sexus – Gender*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter
- Klein, Josef (1988): Benachteiligung der Frau im generischen Maskulinum – eine feministische Schimäre oder psycholinguistische Realität? In: Oellers, Norbert (Hrsg.): *Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie*. Band 1: *Das Selbstverständnis der Germanistik*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Klein, Josef (2004): Der Mann als Prototyp des Menschen – immer noch? Empirische Studien zum generischen Maskulinum und zur feminin-maskulinen Paarform. In: Eichhoff-Cyrus, Karin M. (Hrsg.): *Adam, Eva und die Sprache*. Mannheim: Dudenverlag
- Kopf, Kristin (2022): Ist Sharon Manager? Anglizismen und das generische Maskulinum. In: Diwald, Gabriele / Nübling, Damaris (Hrsg.): *Genus – Sexus – Gender*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter
- Körner, Anita / Abraham, Bleen / Rummer, Ralf / Strack, Fritz (2022): Gender Representations Elicited by the Gender Star Form. In: *Journal of Language and Social Psychology*, 41(5), 553-571. <https://doi.org/10.1177/0261927X221080181>
- Kotthoff, Helga (2020): Gender-Sternchen, Binnen-I oder generisches Maskulinum, ... (Akademische) Textstile der Personenreferenz als Registrierungen? In: *Linguistik Online*, 103(3), 105-127. <https://doi.org/10.13092/lo.103.7181>
- Kotthoff, Helga / Nübling, Damaris (2018): *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen: Narr

- Kranich, Sybille (2021, 02. September): Geschlechtergerechte Sprache: So stehen die Parteien zu Gender-Sternchen und Co. In: Badische neuste Nachrichten. <https://bnn.de/nachrichten/politik/geschlechtergerechte-sprache-so-stehen-die-parteien-zu-gender-sternchen-und-co> [23.02.2023]
- Kunczik, Michael / Zipfel, Astrid (2005): Publizistik. Ein Studienhandbuch. 2. Auflage. Köln: Böhlau Verlag
- Kurz, Josef / Müller, Daniel / Pötschke, Joachim / Pöttker, Horst (2000): Stilistik für Journalisten. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Kusterle, Karin (2011): Die Macht von Sprachformen. Der Zusammenhang von Sprache, Denken und Genderwahrnehmung. Frankfurt a. M.: Brandes & Aspel Verlag
- Landeszentrale für politische Bildung (2022): Gendern: Ein Pro und Contra. Was für die gendergerechte Sprache spricht – und was dagegen. Ein Pro und Contra. <https://www.lpb-bw.de/gendern> [23.02.2023]
- Linden, Peter (2000): Wie Texte wirken. Anleitung zur Analyse journalistischer Sprache. Berlin: Zeitungs-Verlag Service
- Löhr, Ronja (2022): „Ich denke, es ist sehr wichtig, dass sich so viele Menschen wie möglich repräsentiert fühlen“ Gendergerechte Sprache aus der Sicht nicht-binärer Personen. In: Diewald, Gabriele / Nübling, Damaris (Hrsg.): Genus – Sexus – Gender. Berlin/Boston: Walter de Gruyter
- Lucht, Jens (2006): Der öffentlich-rechtliche Rundfunk: ein Auslaufmodell? Grundlagen - Analysen - Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Luhmann, Niklas (2017): Die Realität der Massenmedien. 5. Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien
- Maurer, Marcus (2010): Agenda-Setting. Baden-Baden: Nomos
- Maurer, Marcus (2016): Journalismus und Agenda-Setting. In: Löffelholz, Martin / Rothenberger, Liane (Hrsg.): Handbuch Journalismustheorien. Wiesbaden: Springer Fachmedien
- McCombs, Maxwell E. / Shaw, Donald L. (1972): The agenda-setting function of the mass media. Public. In: The Public Opinion Quarterly, 36(2) 176-187. <http://www.jstor.org/stable/2747787> [23.02.2023]
- Meier, Klaus (2007): Journalistik. Konstanz: UVK
- Merz, Friedrich [_FriedrichMerz] (2021, 17. April): „Grüne und Grüninnen ... [Tweet]. In: Twitter. https://twitter.com/_FriedrichMerz/status/1383343760260567043?ref_src=twsrc%5Etfw%7Ctwcamp%5Etweetembed%7Ctwterm%5E1383343760260567043%7Ctwgr%5Ed43350b24212b5f8dfb52f9a64a4910cb186793e%7Ctwcon%5Es1_&ref_url=https%3A%2F%2Fwww.n-tv.de%2Fpolitik%2Fmerz-provoziert-mit-Gendersternchen-Haeme-article22496888.html

- Mickan, Anne / Schiefke, Maren / Stefanowitsch, Anatol (2014): Key is a llave is a Schlüssel: A failure to replicate an experiment of Boroditsky et al. 2003. In: Yearbook of the German Cognitive Linguistics Association, 2(1), 39–50. <https://doi.org/10.1515/gcla-2014-0004>
- Motschenbacher, Heiko (2012): Queere Linguistik: Theoretische und methodologische Überlegungen zu einer heteronormativitätskritischen Sprachwissenschaft. In: Günthner, Susanne / Hüpper, Dagmar / Spieß, Constanze (Hrsg.): Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität. Berlin: Walter de Gruyter
- National Highway Traffic Safety Administration (2022, August): Female Crash Fatality Risk Relative to Males for Similar Physical Impacts. <https://crashstats.nhtsa.dot.gov/Api/Public/ViewPublication/813358> [23.02.2023]
- Nübling, Damaris (2020): Genus und Geschlecht. Zum Zusammenhang von grammatischer, biologischer und sozialer Kategorisierung. In: Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur (Geist.-wiss. Klasse), Band 1. Mainz: Franz Steiner Verlag
- Nutbeam, Tim / Weekes, Laurens / Heidari, Shirin / Fenwick, Rob / Bouamra, Omar / Smith, Jason / Stassen, Willem (2022, 03. Mai): Sex-disaggregated analysis of the injury patterns, outcome data and trapped status of major trauma patients injured in motor vehicle collisions: a prespecified analysis of the UK trauma registry (TARN). In: BMJ Open, 12(5). <https://doi.org/10.1136/bmjopen-2022-061076>
- Okamura, Saburo (2012): Sprachliche Lösungsmöglichkeiten der Genderproblematik im Japanischen und Deutschen. In: Günther, Susanne / Hüpper, Dagmar / Spieß, Constanze (Hrsg.): Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktion von Geschlechtsidentität. Berlin/Boston: Walter de Gruyter
- Pöschko, Heidemarie / Prieler, Veronika (2018): Zur Verständlichkeit und Lesbarkeit von geschlechtergerecht formulierten Schulbuchtexten. In: Zeitschrift für Bildungsforschung, 8(1), 5-18. <https://doi.org/10.1007/s35834-017-0195-2>
- Prewitt-Freilino, Jennifer L. / Caswell, T. Andrew / Laakso, Emmi K. (2012): The gendering of language: A comparison of gender equality in countries with gendered, natural gender, and genderless languages. In: Sex Roles, 66, 268–281. <https://doi.org/10.1007/s11199-011-0083-5>
- Pusch, Luise (1984): Das Deutsche als Männersprache. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Pusch, Luise (2016): Die Sprache der Eroberinnen und andere Glossen. Göttingen: Wallsteinverlag
- Rat für deutsche Rechtschreibung (2021, 26.März): Geschlechtergerechte Schreibung: Empfehlungen vom 26.03.2021. https://www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_PM_2021-03-26_Geschlechtergerechte_Schreibung.pdf [23.02.2023]
- Reimann, Marieke (2020): Zur Notwendigkeit geschlechtergerechter Sprache im Journalismus. In: Köhler, Tanja (Hrsg.): Fake News, Framing, Fact-Checking: Nachrichten im digitalen Zeitalter: Ein Handbuch. Bielefeld: transcript Verlag

- Renner, Karl N. (o.J.): Die elementaren Normen des Journalismus. Vertiefung zum IRIS Special „Journalismus und Medienprivileg“. https://emr-sb.de/wp-content/uploads/2018/03/Renner_elementare-Normen-des-Journalismus.pdf [23.02.2023]
- Ritchie, Marguerite E. (1975): Alice through the statutes. In: McGill Law Journal, 21, 685-707. <http://165.22.229.17/wp-content/uploads/pdf/6093764-ritchie.pdf> [23.02.2023]
- Rocktäschel, Lucia Clara (2021): Richtig gendern für dummies. Weinheim: Wiley-VCH
- Rothmund, Jutta / Christmann, Ursula (2002): Auf der Suche nach einem geschlechtergerechten Sprachgebrauch. In: Muttersprache, 112(2), 115-135. https://www.psychologie.uniheidelberg.de/ae/allg/mitarb/uc/Rothmund_Christmann_2002_Geschlechtergerechter%20Sprachgebrauch.pdf [23.02.2023]
- Rothmund, Jutta / Scheele, Brigitte (2004): Personenbezeichnungsmodelle auf dem Prüfstand. In: Zeitschrift für Psychologie, 212(1), 40-54. <https://doi.org/10.1026/0044-3409.212.1.40>
- Schaff, Adam (1964): Sprache und Erkenntnis. Wien/Frankfurt/Zürich: Europa Verlag
- Scheele, Brigitte / Gauler, Eva (1993): Wählen Wissenschaftler ihre Probleme anders aus als Wissenschaftlerinnen? Das Genus-Sexus-Problem als paradigmatischer Fall der linguistischen Relativitätsthese. In: Sprache & Kognition, 12(2), 59-72. <https://psycnet.apa.org/record/1994-85736-001> [23.02.2023]
- Scheschonk, Anne / Schumann, Kerstin (2021, Mai): Einfach gendern... Geschlechtervielfalt in der barrierefreien Sprache. In: Kompetenzzentrum geschlechtergerechte Kinder- und Jugendhilfe Sachsen-Anhalt e.V. https://www.geschlechtergerechtejugendhilfe.de/wp-content/uploads/2021/05/final_Sprache.pdf [23.02.2023]
- Schneider, Annika (2020, 01. Juni): Gendern im Journalismus. Schreiben und sprechen für alle Geschlechter. In: Deutschlandfunk. <https://www.deutschlandfunk.de/gendern-im-journalismus-schreiben-und-sprechen-fuer-alle-100.html> [23.02.2023]
- Schneider, Wolf (1994): Deutsch fürs Leben. Was die Schule zu lehren vergaß. Hamburg: Rowolt
- Schoenthal, Gisela (1989): Personenbezeichnungen im Deutschen als Gegenstand feministischer Sprachkritik. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik, 17(3), 296-314. <https://doi.org/10.1515/zfgl.1989.17.3.296>
- Schulz, Eva (2022, 12. Juni): Ahrtal 1 Jahr nach der Flut: Wie baut ihr euer Dorf wieder auf? In: Deutschland3000 – 'ne gute Stunde mit Eva Schulz [Audio-Podcast]. <https://www.ardaudiothek.de/episode/deutschland3000-ne-gute-stunde-mit-eva-schulz/ahrtal-1-jahr-nach-der-flut-wie-baut-ihr-euer-dorf-wieder-auf/funk/10649219/> [23.02.2023]
- Stahlberg, Dagmar / Sczesny, Sabine (2001): Effekte eines generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. In: Psychologische Rundschau, 52(3), 131-140. <https://doi.org/10.1026//0033-3042.52.3.131>

- Statistisches Bundesamt (2022): Frauen in Führungspositionen 2021. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Qualitaet-Arbeit/Dimension-1/frauen-fuehrungspositionen.html> [23.02.2023]
- Stout, Jane G. / Dasgupta, Nilanjana (2011): When he doesn't mean you: Gender-exclusive language as ostracism. In: *Personality and Social Psychology Bulletin*, 37(6), 757–769. <https://doi.org/10.1177/0146167211406434>
- Südwestrundfunk (2006, 22. September): Fair in Bild und Sprache. Geschlechterbewusstsein und -gerechtigkeit als Merkmal journalistischer Qualität [Interne Präsentation des SWR]
- Südwestrundfunk (2023, 24. Januar): Böllerangriffe an Silvester in Koblenz: Zwei Verdächtige ermittelt. <https://www.swr.de/swraktuell/rheinland-pfalz/koblenz/koblenz-tatverdaechtige-silvester-angriffe-mit-boellern-auf-einsatzkraefte-super-recognizer-hilft-100.html> [23.02.2023]
- Tafel, Karin (1997): *Die Frau im Spiegel der russischen Sprache*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag
- Theile, Jonas (2009): *Darstellungsformen in Zeitungen und Zeitschriften*. In: Burkhardt, Steffen (Hrsg.): *Praktischer Journalismus*. München: Oldenbourg Verlag
- Trömel-Plötz, Senta (1978): Linguistik und Frauensprache. In: *Linguistische Berichte*, 57, 49-68. https://content.ebscohost.com/cds/retrieve?content=AQICAHjllolM_J-oCztr2keYdV8f1ibHmDucods679W_YPnffAGH5v3qkNepHeiYvgfoqwWfAAAA5TCB4gYJKoZlHvcNAQcGoiHUMIHRAgEAMIHLBqkqhkig9w0BBwEwHgYJYIZIAWUDBAEuMBEEDMwJAXzx2Zlez4WdpAIBEICBnctKFA3gfn-KRinTg1Smme_IWUNal7iiTn-EWBCD6Kj-PFyeKqeWQzhrZ0h59p00m9yFslZtveZZnt-l_YjK895GjDZRjA-iKTCVxF_JIYiBA2xuO5BSTUL2P2zxoQ-LE_dQscQrjhxMHfAfpCRwfr3ivl7d11997TVlxRbBCnpBzlloadj8E0peFtlmqzQbJ5qoiWY-fM_AX0R1o= [23.02.2023]
- Trömel-Plötz, Senta (2008): *Sprache: Von Frauensprache zu frauengerechter Sprache*. In: Becker, Ruth / Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Trutkowski, Ewa (2018): Wie generisch ist das generische Maskulinum? Über Genus und Sexus im Deutschen. In: *ZAS Papers in Linguistics*, 59, 83–96. <https://doi.org/10.21248/zaspil.59.2018.437>
- United Nations (o.J.): *Fact Sheet. Intersex*. <https://www.unfe.org/wp-content/uploads/2017/05/UNFE-Intersex.pdf> [23.02.2023]
- Verein Deutsche Sprache (2019, 06. März): *Schluss mit dem Gender-Unfug! Der Aufruf und seine Erstunterzeichner*. <https://vds-ev.de/aktionen/aufrufe/schluss-mit-gender-unfug> [23.02.2023]
- Vervecken, Dries / Hannover, Bettina (2015): Yes I can! Effects of gender-fair job descriptions on children's perceptions of job status, job difficulty, and vocational self-efficacy. In: *Social Psychology*, 46(2), 76-92. <https://doi.org/10.1027/1864-9335/a000229>

- Vervecken, Dries / Hannover, Bettina / Wolter, Ilka (2013): Changing (s)expectations: How gender fair job descriptions impact children's perceptions and interest regarding traditionally male occupations. In: *Journal of Vocational Behavior*, 82(3), 208–220. <https://doi.org/10.1016/j.jvb.2013.01.008>
- Von Hoyer, Lukas (2022, 11. Oktober): Alle Nobelpreisträger im Überblick. In: *Augsburger Allgemeine*. <https://www.augsburger-allgemeine.de/panorama/nobelpreis-2022-alle-nobel-preistraeger-2022-fuer-medizin-physik-chemie-literatur-wirtschaft-frieden-id64109156.html> [23.02.2023]
- Wachtel, Stefan (2009): *Schreiben fürs Hören. Trainingstexte, Regeln und Methoden*. 4. Auflage. Konstanz: UVL Verlagsgesellschaft
- Wasserman, Benjamin. D. / Weseley, Allyson. J. (2009): ¿Qué? Quoi? Do languages with grammatical gender promote sexist attitudes? In: *Sex Roles*, 61(9), 634-643. <https://doi.org/10.1007/s11199-009-9696-3>
- WDR (2023, 06. Februar): WDR-Studie: So gendern die Deutschen. <https://www1.wdr.de/nachrichten/gender-umfrage-infratest-dimap-100.html> [23.02.2023]
- Weber, Stefan (2002): Doppelte Differenz. Schritte zu einer „konstruktivistischen Systemtheorie der Medienkommunikation“. In: Neverla, Irene / Grittmann, Elke / Pater, Monika (Hrsg.): *Grundlagentexte zur Journalistik*. Konstanz: UVK
- Weischenberg, Siegfried / Malik, Maja / Scholl, Armin (2006): *Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland*. Konstanz: UVK
- Weßler, Hartmut (2002): *Journalismus und Kommunikationswissenschaft. Eine Einleitung*. In: Jarren, Otfried / Weßler, Hartmut (Hrsg.): *Journalismus – Medien – Öffentlichkeit. Eine Einführung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- West, Cadance / Zimmerman Don H. (1991): Small insults. A study of interruptions in cross-sex conversations between unacquainted persons. In: Thorne, Barrie / Kramarae, Cheri / Henley, Nancy (Hrsg.): *Language, gender, and society*. Rowley, MA: Newbury House
- Wetterer, Angelika (2008): *Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit*. In: Becker, Ruth / Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Whorf, Benjamin Lee (2008): *Sprache - Denken - Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*. Herausgegeben und übersetzt von Peter Krauser. 25. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Will, Anne (2020, 24. Mai): Milliarden gegen die Krise – wird das Geld richtig investiert? In: *Das Erste*. <https://www.youtube.com/watch?v=z9H3tg-2X0M> [23.02.2023]
- Will, Anne (2023, 15. Januar): Kampf um Lützerath – Zerreißprobe für die deutsche Klimapolitik? In: *Das Erste*. <https://daserste.ndr.de/annewill/videos/Kampf-um-Luetzerath-Zerreissprobe-fuer-die-deutsche-Klimapolitik,annewill7772.html> [23.02.2023]

Wolff, Volker / Schultz, Tanjev / Kieslich, Sabine (2021): Zeitungs- und Zeitschriftenjournalismus. Schreiben für Print und Online. 3. Auflage. Köln: Herbert von Halem Verlag

ZDF Politikbarometer. (2021, 16. Juli): Wie wichtig finden Sie es, dass die Medien auf eine geschlechtergerechte Sprache achten? In: Statista. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1250599/umfrage/bedeutung-von-genderneutraler-sprache-in-den-medien/>
[23.02.2023]

Eidesstaatliche Erklärung

Ich versichere, die von mir vorgelegte Arbeit selbstständig verfasst zu haben. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß aus veröffentlichten oder nicht veröffentlichten Arbeiten anderer oder der Verfasserin/des Verfassers selbst entnommen sind, habe ich als entnommen kenntlich gemacht. Sämtliche Quellen und Hilfsmittel, die ich für die Arbeit benutzt habe, sind angegeben. Die Arbeit hat mit gleichem Inhalt bzw. in wesentlichen Teilen noch keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegen.

Ort, Datum

Rechtsverbindliche Unterschrift